Der letzte

Churfürst von Mainz.

Der letzte

Churfürst von Mainz.

Historischer Roman

aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts

von

Paul Stein.

Zweiter Band.

Leipzig,

Fr. Ludw. Herbig.

1859.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

I.

Die Universität, welche Friedrich Carl durch einen, für sein Zeitalter und seine Stellung als geistlicher Fürst, eben so gewagten als bedeutsamen Schritt zu neuem blühenden Aufschwunge brachte, lockte aus allen Theilen Deutschlands die wißbegierige Jugend nach Mainz. Gelehrte und aufgeklärte Männer wurden ohne Unterschied, welcher Confession sie angehörten, auf die Lehrstühle berufen, und die neuentstandene Hochschule besaß bald eine Anzahl bevorzugter Geister. Die Wissenschaft erblühte, von frischen Elementen getragen, hoffnungsvoll und freudig in der alten Stadt; Kunst und schöne Literatur, ihre treuen Gefährten, suchten unter ihren Schwingen sich auch hier ein Asyl zu gründen, und nach kurzer Zeit schlang sich ein leuchtender Reifen von Gelehrten, Künstlern und Schöngeistern um die Hofatmosphäre des ersten Kirchenfürsten Deutschlands. — Die Ahnung

kommender anderer Zeiten durchdrang immer lebendiger die junge Generation, und wurde auch von den Alten theils mit schönen Erwartungen, doch mehr noch mit Befürchtungen und ängstlichen Zweifeln empfunden.

Die alten nationalen Ueberlieferungen sanken immer haltloser in die Vergangenheit; alle Verhältnisse waren unterwühlt, politische, kirchliche und sociale Zustände verworren, der Glaube erschüttert oder im siechen Zustande, und noch nirgends ein fester Halt gefunden. Beschränktere Naturen geriethen in ängstliche Zweifel und Befürchtungen und zerfielen häufig mit sich selbst, mit Gott und der Welt, Andere wieder suchten in Geheimnissen und Wunderglauben sich zu beruhigen oder in materiellen Genüssen zu betäuben, während die begabtere Jugend mit schwärmerischer Begeisterung an Ideale sich hing, und darüber gewöhnlich das wirkliche Leben, wie ihr nothwendiges Wirken in demselben vergaß, von bevorstehenden großen Dingen durchschauert, sich selbst überschätzte, und an eine eigne, allzuhohe Bestimmung glaubend, in ein Ringen nach überirdischen Kräften und geheimer Wissenschaft verfiel, oder

auch, abgeschlossen von einem scheinbar höheren Standpunkte aus, verächtlich auf die Welt und die Lebensverhältnisse herunter sah.

Das Verlangen und Drängen nach Licht und Wahrheit, zu Heil und Glück aus diesen zerfahrenen Zuständen heraus, war ein um so mühevollerer Kampf, da kein bestimmtes, allgemein bewußtes Ziel dem allseitigen Verlangen vorschwebte und die besseren Bestrebungen leitete. Weder gemeinsame Politik noch gemeinsamer Glaube band die deutschen Völker zusammen, und die lichten Sterne, welche ihre philosophischen und poetischen Strahlen aussandten, standen dem nationalen Leben zu entfernt, um ein allgemein durchdringendes, beruhigendes und versöhnendes Element zu werden. Noch fehlte dem innersten deutschen Leben, das sich, wenn auch häufig in kaum kenntlichen Verzerrungen, zu regen begann, seine richtige Erkenntniß. Der nationale Geist, so lange von fremden Gewalten gefesselt, zerrte an den drückenden Banden, die sich auch lockerten, doch noch immer nicht reißen wollten. Das deutsche Gemüth, verkümmert und zerfahren, verlangte nach seinem heiligen Rechte in jeder deutschen Brust, aber der helle, kräftige Sonnenstrahl

fehlte noch, der dieses beste Kind des deutschen Lebens, diesen Erhalter und Liebling deutschen Familienglückes, frisch und segenbringend emporsprossen ließ.

Der nationale Impuls gebrach noch in Allem. Es war ein unsicheres Haschen, ein unbestimmtes Drängen und Treiben einerseits, und wieder anderwärts ein abgeschlossenes Idealleben, das die Gegenwart peinlich, die Zukunft ungewiß machte, und für die Vergangenheit nichts Versöhnendes bot. Wie elektrische Funken sprühten die Geistesblitze der neuen Philosophie und Dichtung empor, und verbreiteten Staunen, Begeisterung, Schrecken, lichteten denkende Köpfe und erfreuten empfängliche Gemüther, erschütterten das Spießbürgerthum und verwirrten die Aristokratie. Die revolutionären geistigen Waffen, von friedfertigen Gelehrten und Dichtern in den Kampf geführt gegen die alten Ueberlieferungen, fanden begeisterte Träger, doch auch ängstlich abwehrende Hände, und die Aufklärungsbestrebungen sahen sich eben so vielfältig angefeindet, als verherrlicht.

Friedrich Carls Handlungsweise wurde von der Mehrzahl der hohen Aristokratie, die seinen Hof umgab, nicht gebilligt, und von dem größten

Theile des Klerus mit Entrüstung aufgenommen, allein von Kaiser Joseph II. durch seinen Gesandten, den Grafen Metternich, auf das wärmste unterstützt. Der Churfürst, früher als Gesandter seines Vorgängers am Hofe Maria Theresias, stand seit dieser Zeit in freundschaftlichen Beziehungen zu Oestreich und seiner Kaiserin. Nach ihrem Tode trug sich dieses auf ihren Nachfolger über, und Joseph II., der alle Lichtbestrebungen eifrigst unterstützte, war es sehr erfreulich, einen geistlichen Fürsten ihm auf diesem Wege entgegenkommen zu sehen. Er hatte das Aufhebungsproject der Klöster bei dem Pabste auf das angelegentlichste befürworten lassen, und mit Freuden das Gedeihen der Wissenschaften in dem ersten geistlichen Staate Deutschlands vernommen, doch mit noch größerem Eifer und Interesse arbeitete sein Gesandter am Hofe Friedrich Carls auf die Verwirklichung eines großen Planes hin, nämlich: die deutsche katholische Kirche von der Oberherrschaft Roms zu befreien.

Die Nunciaturen, welche Rom in Deutschland errichtete, und dadurch einen gewaltigen Eingriff in die Rechte und die Macht der Kirchenfürsten

that, gab einen triftigen Vorwand, gegen die päbstliche Macht in Deutschland aufzutreten. Der Churfürst von Mainz stellte sich an die Spitze dieser kirchlich revolutionären Bewegung, und der Erzbischof von Köln, ein Bruder Kaiser Josephs, wie die Erzbischofe von Salzburg und Trier, schlossen sich ihm an. Der geheime Staatsrath, Friedrich Carls Vertrauter und Rathgeber, war die leitende Seele des Ganzen, aber trotz seiner eifrigen Bemühungen reiften die Unterhandlungen nur langsam. Friedrich Karl, obgleich herrschsüchtig und voll ehrgeizigen Strebens, besaß doch nicht die ganze Energie und Festigkeit, welche ein so gewagter Schritt erforderte, weshalb nur langsam, oft wieder zögernd, das Ziel verfolgt wurde. Dazu kam, daß ihn das Aufblühen der Universität, deren Restauration er mit großem Pompe feiern wollte, mehrere Jahre ungemein beschäftigte; auch bemühte sich die schöne Generalin, mit Zerstreuungen aller Art den alternden Herrn von den Staatsgeschäften abzuhalten. So sehr sie auch seit jenem Maskenballe in gutem Vernehmen mit dem Staatsrathe stand, beschränkte sich doch diese schnell geschlossene Freundschaft nur

auf gewisse Privatangelegenheiten; was nicht in dieses Bereich gehörte, blieb zwischen ihnen ein Gegenstand geheimer, selbst offener Opposition, besonders von Seiten der leidenschaftlichen Dame.

Der Staatsrath hatte sein Versprechen erfüllt und die schöne Frau von Ferret dem Herzen oder vielmehr dem Verlangen des Fürsten entfremdet, und der Kammerherr wurde seit dieser Zeit kälter am Hofe behandelt, doch zum Erstaunen Aller sah man die reizende Wittwe jetzt häufig in Gesellschaft der sehr bigotten Frau von H —.

Es bildete sich dadurch ein eigner kleiner Kreis im Hause des Kammerherrn, den man den frommen nannte, da auch mehrere Geistliche dort Zutritt hatten, mit der Religion manches kokette Spiel getrieben wurde und Frau von H. zuweilen in einem Kloster des Rheingaues verweilte, wo eine Verwandte von ihr Priorin war. So entstand ganz im Stillen eine kleine Oppositionspartei gegen den Hof. Der Staatsrath, davon unterrichtet, fand jedoch die Sache zu kleinlich, um sich weiter darum zu bekümmern und erwähnte es nur deshalb bei dem Churfürsten, jeden etwaigen Einfluß der Frau von Ferret zu hintertreiben, die sich noch immer

Mühe gab, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Auch Frau von Coudenhoven wurde von dem Staatsrathe dadurch in beständiger Spannung erhalten, um sie in Beziehung auf sein Verhältniß zu der Baroneß Bettenhoven und ihrer schönen Nichte möglichst zu beherrschen. Sie begriff übrigens nicht, wie dieses Verhältniß den Staatsrath so lange unterhalten und fesseln konnte, gönnte es jedoch dem sieggewohnten, freundlichen Herrn von ganzem Herzen, hier nicht so leicht sein Ziel zu erreichen. Geheime Schadenfreude erfüllte sie, und obgleich sie nicht wagte, sein Umgangsverhältniß mit Charlotte durch irgend eine Chicane zu stören, so konnte sie es doch nicht lassen, bei vertraulichen Unterhaltungen im Hause der Baronesse, Michaels Bild in schöner Ausschmückung vor die Seele des jungen Mädchens zu führen.

Sie gerieth hier in einen Widerspruch mit sich selbst, wie es bei eiteln und leidenschaftlichen Frauen so oft geschieht. — Ihr Project, Charlotte mit dem Bruder des Churfürsten zu verheirathen, verschob sich immer wieder, da der Staatsrath nicht dazu kam, eine passende Stunde herbeizuführen, in welcher er es wagen durfte, die Gräfin

mit diesem Plane zu befreunden. Das junge Mädchen, obgleich in vertraulichem Verkehr mit ihm, blieb seiner Leidenschaft dennoch fremd, und er war zu klug, um einen Sturm zu wagen, ohne des Sieges gewiß zu sein. Frau von Coudenhoven, welche recht wohl einsah, daß es nur ihm möglich werden könne, Charlotte zu einer solchen Heirath zu bewegen, konnte es doch nicht unterlassen, seinen Einfluß auf sie zu schwächen. So wußte selbst in der Unlauterkeit dieser schnell geschlossenen Freundschaft der Engel der Unschuld dem unerfahrenen Kinde zu nahen, dessen Herz sich immer zärtlicher an das Bild des schönen Jünglings hing, und dabei ganz unbefangen sich der Freundschaft des reifen Mannes hingab.

Dem Chevalier kam ein Verzug des Heiraths-projectes nicht unerwünscht. Er hatte sich zwar bereit erklärt, die Ehrthalsche Grafenkrone auf Charlottens schönes Haupt zu drücken, allein es pressirte ihm durchaus nicht damit; der Gedanke, aus seiner gewohnten Lebensweise heraustreten zu müssen, derangirte ihn. Er willfahrte durch seine Bereitwilligkeit zu einer Heirath hauptsächlich nur dem Wunsche seines fürstlichen Bruders, und

glaubte damit auch seiner Pflicht gegen den Ehrthalschen Stammbaum zu genügen. Geduldig legte er das Arangement dieser Verbindung in die Hände der Generalin und der Baronesse Tante, und wartete höchst anständig in aller Ruhe die Zeit ab, in welcher sich sein Palais durch eine junge schöne Frau beleben sollte.

Die Baronesse hatte auf den Rath der Generalin bis jetzt nichts von dieser getroffenen Uebereinkunft, welche sie als unumstößlich ansah, ihrer Nichte mitgetheilt, und die beziehungsvollen Bemerkungen, welche sie nicht unterdrücken konnte, nahm Charlotte lachend hin; es amüsirte sie selbst zuweilen, mit dem glatten Chevalier zu kokettiren, was jedoch immer in einen kleinen Muthwillen ausartete. Dessen ungeachtet fand der Ehrthalische Stammhalter das wilde Landfräulein recht anständig gezähmt und ganz geeignet, mit ihrer imponirenden Schönheit eine Gräfin Ehrthal zu repräsentiren.

Baronesse Bettenhoven, welche Charlottens willigere Fügsamkeit in die Formen der großen Welt, wie überhaupt Alles, was sich nach ihrer Ansicht Vortheilhaftes bei ihr entwickelte, dem

Einflusse des Staatsrathes zuschrieb, setzte ein ganz unbedingtes Zutrauen in den freundlichen Herrn, dessen geistliche Würde ihr ebenso imponirte, als sein einnehmendes Wesen sie bestach.

Der verliebte Diplomat gewann dadurch hinreichende Zeit, das Herz des unerfahrenen Mädchens zu gewinnen; allein er fand sich hier in einer ihm ganz neuen Situation, da die Befriedigung, welche er seither in der Liebe gesucht und gefunden, einem Verhältniß mit der jungen Gräfin sich nicht vereinbaren ließ. Seine Leidenschaft nahm durch diese Erkenntniß einen andern Charakter an und suchte, um doch ihr Endziel zu erreichen, sich klugen Berechnungen unterzuordnen; auch regte Charlotte bald ein höheres Interesse bei ihm an. Das schöne, vertrauensvolle Kind, das die Schätze eines reichen Geistes wie ein offenes, empfängliches Gemüth, mit der Reinheit einer jungfräulichen Seele ihm aufschloß, drängte den sinnlichen Reiz, den seine blühende Schönheit in ihm hervorrief, etwas in den Hintergrund. Die geistige Entwicklung Charlottens, welche er aus sinnlicher Begierde beförderte, wurde ihm nach und nach ein reizendes Studium und ein Genuß, der das heiße

Verlangen seiner Leidenschaft, besonders in ihrer Gegenwart, niederhielt. Seine Liebe begehrte zum erstenmale eine andere und piquantere Befriedigung. Als Lehrer und Bildner dieses empfänglichen Geistes, wollte er ihn auch mit unlösbaren Banden an sich fesseln, jeder Gedanke, jede Empfindung dieser jungen, schönen Seele sollte ihm angehören, Himmelsglück und Erdenwonne wollte er in Charlotte, sollte sie in ihm finden, in vergeistigten Sinnenfreuden wollte er schwelgen mit ihr, dieses Glück, von dem die schöne Literatur seiner Zeit verführerisch zu erzählen wußte, in der Wirklichkeit auch empfinden. — Alle Werke des Geistes gehörten ja der Menschheit an; Poesie, Kunst und Wissenschaft entkeimten ihrem Boden zu ihrer Beglückung und nur zur Erhöhung irdischer Freuden. Sinnengenuß, durch geistige Würze gehoben, wurde das Ziel, nach dem der berechnende Herr bei Charlotte jetzt strebte, und in dem er das höchst mögliche Glück dieses Daseins zu finden gedachte. — Die Dichtungen Wielands und seiner Jünger, denen sein Geschmack entschieden huldigte, übten mit ihren Grundlagen einer gebildeten Sinnlichkeit und geistigen Buhlerei

einen entschiedenen Einfluß auf seine Leidenschaft für Charlotte aus, welche, da sie nicht schnell auf gewöhnlichem Wege befriedigt wurde, sich durch geistige Raffinements beschwichtigten und durch die Erwartung höherer Genüsse beherrschen ließ. Zuweilen hatte er freilich mit Rückfällen zu kämpfen, allein er besaß viel Kraft der Beherrschung und so oft diese ihn zu verlassen drohte, was geschah, wenn Charlotte des schönen Geheimschreibers erwähnte und dadurch seine Eifersucht reizte, entfernte er sich rasch von ihr und kehrte erst dann, wenn er seine volle Fassung wieder errungen hatte, zu dem schönen Mädchen zurück.

Daß unter solchen Verhältnissen das Heirathsproject mit dem Chevalier nicht angeregt werden könne, sah er nur zu deutlich ein, und obgleich er in einer solchen Heirath die Hoffnung eines schnelleren Glückes für sich herausfand, so wagte er es doch nicht, diese Verbindung Charlotte vorzuschlagen. Triftige Gründe dazu fehlten, und die Mahnungen der Generalin an sein gegebenes Versprechen, waren ihm stets eine höchst unangenehme Sache. Er mochte diese Dame ebensowenig in den Zustand seines Innern blicken lassen, als ihr seine

Ohnmacht eingestehen, und oft hatte er alle seine diplomatische Gewandheit nöthig, um sich hier durchzuwinden; allein die Hauptsache blieb ihm: Charlottens Seele ganz sich zu eigen zu machen und ihr Herz vor jedem andern Liebeseindrucke zu bewahren. Er hoffte von einer Zeit auf die andere, suchte das junge Mädchen durch gewählte Lectüre vorzubereiten, sie nach und nach in das Leben einzuweihen und sie mit geistvoll sinnlichen Liebenswürdigkeiten für den Sieg der menschlichen Natur in ihr über Sitte, Glaube und Gesetz heranzureifen. Doch an Charlottens offenem Charakter und frischem, reinem Sinne, schienen alle geistreichen Zweideutigkeiten ebenso spurlos vorüberzugehen, wie die immer deutlicher hervortretenden Anspielungen ihrer Tante auf ihre baldige Heirath mit dem Chevalier. Sie nahm beides hin als Scherz, oder verstand es gar nicht, wie sie überhaupt über Alles, was ihr unangenehm auffiel, leicht und fröhlich hinwegzukommen suchte.

Von der Natur mit einem sehr heitern Sinne begabt, hatte sie auch früher, wo sie ganz sich selbst überlassen heranwuchs, in dem einsamen

Schlosse ihres Vaters sich tausend kindliche Freuden zu verschaffen gewußt und zufrieden darin, Alles um sich her mit Liebe und Frohsinn erfassend, nicht empfunden, wie einsam sie war. Jede Blume, jedes lebendige Geschöpf bot ihr Freude und Unterhaltung, sie spielte mit den gezähmten Thieren des Waldes, mit Blumen und Vögeln, liebkoste die Tauben und das gackernde und schnatternde Geflügel, das sie sich zu verschaffen wußte und freute sich der armen Kinder, welche sie in den Schloßhof lockte, klimperte fröhlich auf einer verstimmten Harfe und stöberte in alten Familienbüchern herum. Sie verstand ihr kleines Leben so auszufüllen, daß sie die Liebe nicht vermißte, welche ihm fehlte. Mit dem Tode einer alten Dienerin, die ihr sehr ergeben war, verlor sie die einzige wärmere Theilnahme die ihr junges Leben beschützte, und die auch zuweilen ihrer Mutter gedacht hatte. Seit die alte Getrud gestorben, nannte ihr Niemand mehr den Namen ihrer Mutter, selbst ihr Vater nicht, der sich überhaupt wenig um sie bekümmerte. Sie blieb ihm oft wochenlang ferne, und wußte häufig nicht einmal, ob er im Schlosse sich aufhalte oder abwesend sei.

So lebte sie in ihrer Weise fort, entbehrte darin nichts Wesentliches und hatte keine Sehnsucht nach unerreichbaren Dingen, da sie in dem Unbedeutendsten ein Etwas fand, welches sie erfreute und beschäftigte.

Dieses unbefangene einfache Kinderleben störte ein Brief ihrer Tante, welche sie zu sich rief. Ihr Vater theilte ihr mit, daß sie in die Stadt müsse zu der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, deren einzige Erbin sie sei. Ungern schied sie von dem gewohnten lieben Leben; dennoch reizte sie die Welt, an welche sie mit einemmale dachte, und die sie nun mit tausend bunten Farben auszumalen strebte. Aber wie beengten sie die finstern Straßen der Stadt, die pedantisch geordneten Zimmer im Hause ihrer Tante! Und nun gar das Leben darin, — so ganz gleichmäßig, Alles nach dem Schlage der Uhr, die innern Betrachtungen wie das äußere Thun. Die Welt außerhalb gefiel ihr besser, — doch fühlte sie sich auch hier mehr gebunden und gelangweilt als in dem Schlosse ihres Vaters. Da sah sie Michael. Er erschien ihr ein hellstrahlender Stern in dem langweiligen Hofkreise, und sie gestand sich offen, daß er ihr besser gefalle, als

Alles was sie seither gesehen und erlebt. Doch gab sie sich über dieses Gefühl keine weitere Rechenschaft; auch zerstreuten und fesselten sie bald die geistigen Beschäftigungen, zu welchen sie der Staatsrath so liebenswürdig aufmunterte. Ihr Zusammentreffen mit Michael in dem Osteinischen Pallaste, die erwachende Eifersucht bei Michaels Schmerz um die leblose Nonne, brachten ihr ein klareres Verständniß ihrer Gefühle. Doch kam es von da an zu keiner vertrauten Annäherung mehr zwischen ihnen, was hauptsächlich des Staatsraths schlaue Berechnung und der Generalin gezwungene Gefälligkeit für seine Wünsche verhinderte.

Michael besuchte nur noch selten die Hoffeste, da der Churfürst wünschte, daß er ganz den Studien obliege. Obgleich nun in diesem ausgesprochenen Wunsche, der wie ein Befehl klang, der Einfluß des Staatsrathes und der Generalin obwaltete, so war es doch dem Churfürsten sehr ernst darum zu thun, seinen Schützling so vielseitig wie möglich ausbilden zu lassen, um ihm die in seinen Staaten so ergiebige Laufbahn eines Weltgeistlichen zu eröffnen. Michaels Seele, durch das Gefühl der Abhängigkeit etwas niedergedrückt, suchte Schutz

und Erholung in der Wissenschaft und schönen Literatur, welche ihm immer neue Welten des Gedankens und der Empfindung eröffneten. Mit der Schnelle des Blitzes sprühten oft plötzlich helle Gedanken in seinem Geiste auf, aber oft auch berührten ihn die neuerwachten Ideen mit ihrer vernichtenden Macht des Alten mit jähem Schrecken, und er vermochte nicht immer, selbst nach schwerem Kampfe nicht, für die sich ihm aufdrängenden Gegensätze eine beruhigende Versöhnung zu finden. — Der vorwiegende Hang der damaligen besseren Jugend nach dem Idealen, machte sich auch bei ihm geltend und versetzte ihn auf Stunden in jene künstliche Exaltationen, die das Flüchten aus den Zuständen des wirklichen Lebens in das Reich idealer Träume hervorzubringen pflegt. Sein Herz hing sich mit Schwärmerei an die genialen Geister seiner Zeit, welche theils das classische Alterthum der Griechen und Römer auf deutschen Boden zu verpflanzen suchten, oder vielmehr sich hineinflüchteten aus den unerquicklichen Zuständen ihres Vaterlandes, theils in jugendlicher Begeisterung Vaterland, Freundschaft und Tugend, bald in überschwenglichem Pathos, bald in elegischer Weise

besangen. Aber Klarheit und Lebensberuhigung konnte ihm dadurch nicht werden und er verfiel immer wieder in schmerzliche Grübeleien. — Auch die Erscheinungen in der Wissenschaft, welche auf dem Gebiete der Religion und Philosophie sich Geltung verschafften und speziell in sein Studium der Theologie eingriffen, waren nicht geeignet, ihm eine feste, sichre Bahn vorzuzeichnen. Auf der einen Seite zeigte sich in unerquicklich mystischer Weise der prophetisch-biblische Glaubensdrang, hauptsächlich durch Lavater, seine Jünger und Anhänger vertreten, auf der andern Seite die freidenkerische Verstandesrichtung, welche durch ihre Untersuchungen jeden Glauben zu vernichten drohte.

Was Michael in seiner nächsten Umgebung hörte und sah, bot ihm auch keinen Halt. Glaube und Religion wurden hier nur als herrschende Macht angesehen und als solche gefördert und verehrt; sie dienten zu selbstsüchtigen, ehrgeizigen Zwecken und reichten nur da, wo diese dadurch unterstützt wurden, der Aufklärung die Hand. Sah Michaels Unerfahrenheit diese Dinge auch nicht deutlich ein, so wirkten sie doch, gleich einer unheimlichen Macht, auf sein empfängliches Gemüth und er fühlte trotz

aller Sorgfalt des Churfürsten und trotz des Glanzes und der Pracht, welche selbst seine abgesonderten Zimmer umgaben, sich so arm und vereinsamt, wie in seinen umnachteten Kindertagen nicht. In diesen empfand er die Liebe einer Mutter, und waren es bei ihr auch krankhafte Aeußerungen des tiefsten und innigsten Gefühles, so leuchtete dies doch hindurch und schmückte die beengenden Bande, an denen der Knabe gefesselt lag, mit zarten Herzensblüthen. Jetzt kam ihm sein Leben völlig liebesarm vor, und nur in der kleinen Eremitage im Walde fühlte sich sein Herz minder verlassen. Diese Stimmung trug dann auch wesentlich dazu bei, ihn immer mehr für den Illuminaten-Orden einzunehmen und den Wunsch lebhafter in ihm zu wecken, ein Mitglied desselben zu werden. Die edle Gestalt Scipios schwebte ihm stets vor, wenn Vater Bernhards Exaltationen ihn zurückschreckten. Er hielt diese bald für das, was sie eigentlich auch waren, für eine krankhafte Stimmung des Klausners und suchte nach dem bessern Kerne darin, in dem er eben so schöne, als edle und vernünftige Zwecke des Ordens zu entdecken trachtete.

2.

Das Haus der Baronesse Bettenhoven stand in einer jener engen dunkeln Gassen voll hoher, unregelmäßig gebauter Häuser, die mit ihren launenhaft angebrachten Fenstern, Vorsprüngen, spitzen Giebeln und Giebelchen, die alten Städte nach allen Richtungen hin durchkreuzten, in breite Straßen sich verloren, oder auf große Plätze einmündeten. Die adelichen Häuser, oder Höfe, wie man sie nannte, hatten ausgedehnte Räumlichkeiten im Innern, Seitenflügel, Höfe und meistens auch Gärten. Das alte, winkligte Gebäude, welches die Baronesse Bettenhoven seit ihrer Kindheit bewohnte, stammte von einem Oheim, bei dem sie und ihre jüngere Schwester, als verwaiste Kinder seines einzigen Bruders, aufgenommen worden waren.

Der alte Herr von Bettenhoven, vollgepfropft mit allem Stolze und allen Vorurtheilen seines Standes, suchte auch seine Nichten und einzigen Erbinnen auf solche Weise zu erziehen. Als die ältere ihr zwanzigstes Jahr zurückgelegt hatte, verlobte er sie mit dem Sohne eines fernen Anver-

wandten. Der junge Graf kam, um seine Braut zu sehen und verliebte sich in ihre jüngere Schwester. Gebildet, oder wohl eigentlich verbildet, in der französischen Hauptstadt, wo er, wie der größte Theil des reichen und vornehmen Adels Deutschlands, damals seine Bildungsstudien machte und bedeutende Summen verschwendete, hielt er sich keineswegs an seine, ihm durch förmliche Uebereinkunft, bestimmte Braut gebunden, und als der alte Herr von Bettenhoven hartnäckig auf der Erfüllung des geschlossenen Traktes bestand, entführte er die Geliebte, ließ sich heimlich mit ihr trauen und brachte sie als Gattin in sein väterliches Schloß.

Dort wurde dem einzigen Sohne bald Vergebung; allein Herr von Bettenhofen versöhnte sich nicht mehr mit dem leichtsinnigen Sprößlinge seines Geschlechtes und als er starb, vermachte er, als Ersatz für den entflohenen Bräutigam, der älteren Nichte sein ganzes Vermögen.

Die Baronesse, auf das tiefste gekränkt durch das Benehmen ihres bestimmten Bräutigams und noch mehr erzürnt über den Leichtsinn ihrer Schwester und die Familienschande, wie sie deren Flucht und Verbindung mit dem Grafen nannte, wider-

stand jeder versuchten Annäherung. Hochmüthig auf ihren Rang und Reichthum, von beschränktem Verstande und voll von der selbstgefälligen und frömmelnden Empfindsamkeit ihrer Zeit, kam die Baronesse über die Jahre der Liebe hinweg, ohne sich zu vermählen. Später zuweilen sentimental angeregt, war sie zu wählerisch, um sich zur Schließung eines Ehebündnisses zu bestimmen, und so wurde und blieb sie die alte, unvermählte Baronesse von Bettenhoven. Um das Geschick ihrer Schwester kümmerte sie sich wenig, und auch von ihr erhielt sie bei außergewöhnlichen Familienbegebenheiten nur eine ceremoniöse, in aller üblichen Form abgefaßte Anzeige, welche sie eben so ceremoniös beantwortete. Unbestimmte Gerüchte von großem Leichtsinne und eben so großer Verschwendung ihres Schwagers drangen zu ihr, doch erst mit der Todesanzeige ihrer Schwester, die auf einer Reise in das Ausland gestorben, erhielt sie etwas nähere Aufschlüsse darüber. Obgleich nun dieses, wie der Tod ihrer Schwester, sie etwas alterirte, erweckte es doch keine warme Theilnahme für das einzige Kind der Gestorbenen in ihrem Herzen. Sie sah in dem Geschicke der Gräfin eine gerechte

Vergeltung des Himmels für die ihr einst zugefügte Schmach, und das mutterlose Kind erregte nur dadurch einigermaßen ihr Interesse, daß es der letzte Sprößling eines alten Stammes, wie auch der letzte ihres eigenen Hauses war. Sie bereute seufzend, eine Familienpflicht versäumt und sich nicht vermählt zu haben und überlegte, ob es denn nicht noch an der Zeit wäre, dieses Opfer zu bringen, zu welchem sie mit einemmale eine große Verpflichtung in sich verspürte. Damals war es, wo sie den Chevalier Ehrthal vorzugsweise gerne betrachtete und sich wohl entschlossen hätte, um seinet- und seiner Grafschaft willen, die würdevolle Jungfräulichkeit ihres Lebens hinzugeben und ihren Familiennamen dem Ehrthalschen einzuverleiben, wenn der glatte und bequeme Herr darauf eingegangen wäre. Chevalier Ehrthal blieb jedoch nur ein steifer, galanter Freund der Baronesse und kam ihr nicht näher. Zu ihrem Troste machte sie sich mit der leichten Selbsttäuschung alter, unvermählter Damen glauben, daß es nur ihrer weisen Ueberlegung gelungen sei, sich und den Chevalier zu beherrschen; eine traurige Nothwendigkeit, da sie ihm an Jahren überlegen war.

Sie sagte sich dieses so lange vor, bis sie es gar nicht mehr anders als glaublich fand; und diese befriedigende, süße Täuschung ließ sie eine Vorliebe für den Chevalier bewahren, welche den Plänen der Frau von Coudenhoven sehr zu statten kam. Es hatte einen eigenen, prikelnden Reiz für die alte Dame, in ein so nahes, verwandschaftliches Verhältniß mit dem Manne zu treten, dessen Herz, wie sie fest überzeugt war, einst für sie in ehrbarer Liebe geschlagen. Für Charlotten konnte sie kein schöneres Lebensloos sich ausmalen, als in eine Stellung zu kommen, welche sie selbst beinahe verführt hätte, ihren jungfräulichen Grundsätzen untreu zu werden.

Die lange Verzögerung dieses schönen Projektes, fing an sie ungeduldig zu machen, doch besaß sie zu viel Anstandsgefühl, um als unverheirathete Dame eine so delicate Sache allzu sehr betreiben zu wollen. Charlotte war ja noch so jung und der Chevalier blühte in ihren Augen in immer gleichförmiger, glatter Schönheit. Da kam ein höchst unangenehmer Zwischenfall, welcher sie in größte Alteration versetzte und für Charlottens Glück bangen ließ. Sie erhielt nämlich die Nach-

richt, daß ihr Schwager sich in sehr schlimme politische Händel eingelassen habe, daß sich in seinem adeligen Schlosse allerlei Gesindel einfinde, und der ruinirte Graf auf sehr verdächtige Weise seine letzte Besitzung, das Stammschloß seiner Ahnen sich zu erhalten suche; man schone ihn nur seines alten Namens willen, doch werde dies ein Ende haben, wenn nicht eine mächtige Protection für ihn auftrete, und seine pecuniären Verhältnisse nicht geordnet würden. Sie möge für Beides Sorge tragen, solle nicht Schande über ihn und seine nächsten Verwandten kommen.

Ganz aus aller Fassung, theilte sie dem geistlichen Staatsrathe, gleich einem Beichtgeheimnisse, diese Familienfatalität mit und bat ihn, nun keine Zeit mehr zu versäumen und Charlotten zu einer schnellen Vermählung mit dem Chevalier zu veranlassen, in welcher sie allein Heil und Rettung aus diesen schlimmen evenemens sehe. Der Churfürst mußte dann Charlottens Vater beschützen, und die Schande blieb von ihrem Hause abgewendet.

Die Baronesse war so bestürzt, daß sie selbst die Furcht äußerte, der Chevalier möchte nach sol-

chen incidents zurücktreten, und den Staatsrath beschwor, diese Heirath ihrer Nichte doch ja zu beschleunigen und wo möglich heute noch Charlottens Jawort zu erlangen, sie fügte, im Falle eines Sträubens ihrer Nichte, die Drohung einer Enterbung hinzu, ja sie ging so weit, zu behaupten, ein solches Malheur nicht überleben zu können.

In sehr aufgeregter Stimmung ging der Staatsrath durch den langen, schmalen Gang, welcher Charlottens Zimmer, die nach dem Hofe zu lagen, von denen ihrer Tante trennte. Seine Leidenschaft für das schöne Mädchen, so wie seine feine Berechnung, daß er hier höhere Genüsse beanspruchen dürfe, als gewöhnliche Liebesverhältnisse bieten konnten, kamen unstreitig durch eine solche Heirath ihrem Ziele näher; er war überzeugt, Charlotte als Gräfin Ehrthal seine Theorien von der Liebe leichter zugänglich machen zu können, sie dann bald ganz an sich zu fesseln und seine höchsten Wünsche gekrönt zu sehen. Er hatte jetzt die triftigsten Gründe, ihr eine Verbindung mit dem Chevalier vorzuschlagen, und er zweifelte kaum daran, sie dafür zu gewinnen.

Nach leichtem Anklopfen, dem kein „Herein“ folgte, trat er aus dem Vorzimmer in ein ungemein hübsches Gemach, dessen geschmackvolle Ausstattung: Blumen, Laubgewinde, Epheuranken und zierliche Vogelbauer, den Wohnsitz der Jugend und Anmuth verriethen. Die Jalousien waren halb geschlossen, um die heißen Sonnenstrahlen abzuhalten und schufen ein angenehmes Dämmerlicht.

Charlotte saß in halbliegender Stellung auf einem Kanapee und rührte sich nicht, ein überaus heiterer und glücklicher Ausdruck lag auf ihrem Gesichte. Es war schwer zu entscheiden, ob sie entschlummert sei, oder nur, etwas ermattet von der Hitze, das strahlende Auge geschlossen habe.

Der Staatsrath blieb zögernd an der Thüre stehen; und betrachtete staunend und verlangend das schöne Mädchen, das einer Rose glich, welche bei dem ersten Strahle der Morgensonne aufzublühen beginnt. Das glänzend dunkle Haar war noch ungepudert und so lose aufgesteckt, daß einige Flechten und Ringeln auf den weißen, vollen Nacken niederfielen. Auf dem einen Arme ruhte, leicht hingeneigt, das schöne Haupt, der

andere lag auf der Brust, als hätte er dort süße Geheimnisse zu bergen.

Des Staatsraths Auge glühte bei diesem Anblicke verlangender, seine Pulse klopften zum Zerspringen und jeder Nerv erzitterte; er fühlte an seinen Kopf, an sein Herz, er preßte die Hände fest zusammen, nach Ruhe und Selbstbeherrschung ringend, aber vergebens, seine Besonnenheit drohte ihn gänzlich zu verlassen und die Leidenschaft seinen Verstand zu überwältigen.

„Charlotte!“ zitterte es in heißer Zärtlichkeit von seinen Lippen. „Charlotte!“ rief er lauter und stand neben ihr.

Da schlug sie, wie aus tiefem Schlafe erwachend, die glänzenden Augen weit auf und sah ihn fragend und staunend an, dann rieb sie sich dieselben, als sehe sie noch nicht klar und sagte halb schmollend, doch mit heiterm Anstriche:

„Ach, sind Sie es denn wirklich, lieber Freund? Ich erkannte Sie kaum. Nun, Ihnen sei es verziehen, daß Sie mich aus einem so schönen Traume erweckten.“

Damit reichte sie ihm freundlich die Hand und

bat ihn in so ruhigem Tone, Platz neben ihr zu nehmen, daß er dadurch seine Fassung wieder gewann.

„Was träumten Sie denn so Schönes," frug er mit noch aufgeregter Stimme. „Darf ich es wissen?"

Charlottens rosige Wangen erglühten und ihr Auge senkte sich. Ein leichter Anflug von Verschämtheit machte sie noch reizender. Sie schwieg und der Staatsrath frug hastiger:

„Was träumten Sie denn, schönes Kind? Wollen Sie es Ihrem Freunde nicht sagen?"

„Doch! Warum auch nicht?" erwiderte sie schnell, das Haupt zurückwerfend, mit offenem Blicke und etwas Trotz.

Ihr üppiges Haar löste sich bei dieser raschen Bewegung vollends auf, und umhüllte die nach damaliger Mode weit entblößten Schultern.

„Warum sollte man Träume nicht erzählen?" fuhr sie heiter fort, „und dazu noch so schöne Träume? Hören Sie: Ich war in meines Vaters Schlosse, deutlich erkannte ich Alles und doch war es anders, viel schöner, nicht mehr verwahrlost und verfallen. Helle, weite Zimmer, offene Gal-

lerien, Balkone und vor allem die zierlichen Erker erglänzten in bunter Farbenpracht, — Blumen und Wohlgerüche überall. Besonders sahen die kleinen Erker reizend aus, sie kamen mir nicht mehr wie kleine Gefängnisse vor, in welche man böse Kinder sperrt, wie zuweilen mein Vater mit mir gethan, wenn er sich um mich bekümmerte; es waren blumengeschmückte Vogelbauer voll singender Nachtigallen, und ich sang mit in unnennbarer Lust. Ach, und als ich erst in den Garten kam, wie war es da so prächtig und schön, und der Wald ringsumher voll zahmer Thiere und traulicher Plätzchen, es war ein Paradies! — Da merkte ich auf einmal, daß ich allein sei, und meine Freude war dahin. Es fehlte mir plötzlich etwas zu meinem Glücke; — ich sah mich nach Menschen um, — aber vergebens. So kam ich zu einem wunderbar herrlichen Baume," — sie stockte, dann fuhr sie mit etwas erzwungener Lustigkeit fort: „Sie werden jetzt lachen, hochwürdigster Herr, wenn ich bekenne, daß dieser Baum mir gerade erschien, wie der Baum der Erkenntniß, an dem die Stammmutter des Menschengeschlechts so neugierig und verlangend emporsah. Auch mich hielt

ein unbestimmtes Verlangen hier zurück. Dieser schöne Baum, so war es mir, müsse das Fehlende in mein Paradies bringen. Ungeduldig sah ich an ihm empor, da spaltete er sich langsam auseinander. Freudig und neugierig harrte ich der Enthüllung des Räthsels entgegen, da —

„Nun, da?" — frug der Staatsrath in höchster Spannung.

„Nun da —" erwiderte sie seufzend, da kamen Sie und riefen Charlotte und der schöne Paradiesestraum war vorbei. Ich erwachte."

„Vorbei!" sprach der Staatsrath, und ein leichtes Knirschen seiner Zähne wurde hörbar; allein Charlotte bemerkte es nicht.

„O, dieser Traum war schön!" lispelte sie mit so weichem Schmelz der Stimme, wie er ihn noch nie bei ihr vernommen. Doch nach einer kleinen Weile bat sie ihn in ihrer gewöhnlichen heitern Weise, nun auch etwas zu erzählen, Traum oder Wirkliches, wie er wolle.

„Ich habe keine so schönen Träume zu erzählen," erwiderte er, nicht ohne durchklingenden Spott. „Und die Wirklichkeit, von der ich zu Ihnen sprechen muß, Gräfin, ist unangenehm, — ja mehr

als dieses. Man bürdete mir ein schweres Geschäft auf, als man mich bestimmte, Ihnen Dinge zu verkünden, welche Sie nicht erfreuen werden."

„Wie? Was kann das sein?" frug Charlotte überrascht. „Sie machen mir in der That Angst, weniger durch Ihre Worte, als durch Ihre Stimme und den Ausdruck Ihres Gesichtes. O, ich bitte! Rasch heraus damit! Was ist geschehen?"

„Graf Waldfeld, Ihr Vater," fing der Staatsrath zögernd an, „wird hochverrätherischer Pläne beschuldigt, und nur ein mächtiger Schutz vermag ihn zu retten."

„O, mein Gott, was kann ich dabei thun!" rief Charlotte erschrocken.

„Ihre Baronesse Tante ist sehr aufgebracht," fuhr der Staatsrath fort, „doch will sie selbst in Beziehung auf die künftige äußere Stellung Ihres Herrn Vaters vermittelnd einschreiten, wenn Sie den ersten Schritt thun, der allein zu allseitigem Versöhnen führen kann."

„Und der wäre?" frug Charlotte gespannt.

„Den Namen Waldfeld mit dem Namen Ehrthal zu vertauschen, die Schwägerin des Churfürsten

zu werden, der durch seinen Einfluß Ihren Vater retten kann."

„Und Sie, Sie können mir dies sagen?" rief Charlotte mit Thränen des Zornes und des Schmerzes in den schönen Augen. „Mir, die Sie lieben, wie Sie mich so oft versicherten, innig lieben als ein wahrer Freund?"

„Die Baronesse beauftragte mich dazu, liebe Charlotte, und da ich leider kein anderes Mittel sehe, Ihres Vaters und Ihre eigene Zukunft zu retten, so übernahm ich die schwere Pflicht, Ihnen diese Sache von allen Seiten zu beleuchten. Vielleicht, wenn Sie mich ruhig anhören wollen, erkennen Sie wieder den Freund in mir, der Sie innig liebt."

„So reden Sie," sagte Charlotte beklommen, und „ach, Sie finden gewiß noch einen andern Ausweg," setzte sie rasch hinzu. „Sie können mich nicht so unglücklich machen wollen!"

„Unglücklich sicher nicht; doch ein scheinbares Unglück läßt sich oft zum Glücke umgestalten, wenn man es nur recht beherzt anfaßt und nach allen Seiten dreht. Erlassen Sie es mir, die Umstände, welche die Angelegenheiten Ihres Vaters

erschweren, weiter zu erörtern. Es ist mir zu schmerzlich, Sie so tief zu betrüben. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß der Graf nur durch einen außergewöhnlichen Schritt zu retten ist. Willigen Sie nicht in die Wünsche der Baronesse, so werden Sie von ihr enterbt; sie sprach sogar davon, in ein Kloster zu flüchten, solche Familienfatalitäten nicht zu überleben, Sie und Ihren Vater ihrem Schicksale zu überlassen, und dergleichen schlimme Dinge mehr. Durch Ihre Verbindung mit dem Bruder des Churfürsten hat Graf Waldfeld den mächtigsten Schutz, Alles läßt sich dadurch vermitteln und ausgleichen, dann will auch die Baronesse für die Erhaltung ihres Stammsitzes und die äußere gesicherte Stellung Ihres Vaters Sorge tragen. Sie selbst werden die erste Stelle am Hofe einnehmen, und kein übles Gerücht wird den Namen Waldfeld anzutasten sich erkühnen."

„Aber ich? Ich?" unterbrach heftig Charlotte den Staatsrath. „Mein Leben? Hat denn dieses gar keinen Werth?"

„O, wenn Sie wüßten, welchen hohen Werth es für mich hat!" erwiderte der Staatsrath mit

etwas viel freundschaftlicher Wärme. „Wie ich über Ihrem Glücke wache, ja es fest begründen möchte, Sie würden willenlos meinen Vorschlägen folgen.“

„Und den Chevalier heirathen, meinen Sie doch wohl nicht?“ fiel Charlotte in großer Bangigkeit ein.

„Das heißt,“ ergänzte der Staatsrath, „ich würde auf Ihr schönes Haupt die Ehrthalsche Grafenkrone drücken, — den Chevalier Ihnen jedoch in ehrerbietiger Ferne halten, und Ihnen in seinem Palaste ein freies, ungezwungenes Leben schaffen. Ich würde,“ fuhr er in begeistertem Tone fort, „Sie zur Beschützerin der Künste und schönen Literatur machen, würde junge Talente Ihnen empfehlen, würde einen Kreis ausgezeichneter Männer um Sie versammeln, und wie längst in Frankreich und in neuester Zeit auch in Deutschland, bedeutende, geistreiche Frauen leuchtende Sterne geworden sind, welche alles edle und schöne Streben magnetisch anziehen, so müßte Gräfin Charlotte Alle diese in erhöhtem Glanze überstrahlen. — Sie wären dann allen beengenden Banden enthoben, welche Ihren Geist und Ihr

Wollen in diesem alterthümlichen, formellen Hause fesseln; mit kühneren Blicke dürften Sie in das Leben schauen, es so erfassen, wie es Ihnen allein genügen kann und der fortschreitende Zeitgeist es erfordert. In geistigen Hochgenüssen könnten Sie schwelgen, und dabei mit feinem Sinne der schönen Natur und ihren ewigen Wahrheiten sich hingeben."

Er schwieg und sah sie forschend an. Sie bedeckte mit beiden Händen das erbleichende Angesicht und athmete schwer Er legte leicht seinen Arm um ihre Taille. Sie neigte sich zu ihm hin, und er sprach in den halbgeflüsterten, eindringlichen Tönen, welche aus befreundetem Munde so bezwingend sind:

„Sie retten dabei Ihren Vater und sich selbst; denn was sollte werden, wenn Ihre vorurtheilsvolle Tante sich von Ihnen losrisse, Ihr Vater in einem Kerker schmachtete oder dem Elende preisgegeben wäre? Diese Verbindung mit dem Grafen Ehrthal wird, wenn Sie klug sind, nur eine bindende Form für Sie werden. Der Chevalier liebt vor allen Dingen, nicht derangirt zu sein. Sie lassen ihm gerne seine Gewohnheiten,

und leben den Ihrigen in seinem Hause. Ich würde Ihnen treu zur Seite stehen mit meiner Erfahrung, Sie leiten, und nach kurzer Zeit sollten Sie mir eingestehen, daß Ihr Loos ein beneidenswerthes geworden. Die Bande, welche Sie an den Chevalier fesseln, werden nur scheinbare sein, was bei der Beschränktheit und dem Charakter dieses ältlichen Herrn recht gut denkbar ist, und ihm nicht den geringsten Schmerz verursachen wird.“ —

„Aber er wäre doch mein Gemahl!“ rief Charlotte mit unschuldigem Entsetzen. „Er würde um mich sein, — ich müßte ihn immer sehen und freundlich mit ihm verkehren müssen.“

„Das thun Sie ja auch jetzt zuweilen, wie ich schon bemerkte,“ entgegnete lächelnd der Staatsrath. „Viel mehr brauchten Sie es auch als Gräfin Ehrthal nicht, und wenn Sie die Lage Ihres Vaters und die Drohungen Ihrer Tante bedenken, so bleibt wohl kein anderer Ausweg.“

„Es ist entsetzlich!“ jammerte Charlotte. „O mein schöner Traum! — Michael!“ seufzte sie leise; dann richtete sie ihr Auge durchdringend auf den rathenden Freund und sprach mit festem Tone:

„Mein Vater muß gerettet werden. Das ist

nicht anders möglich; und so wenig zärtliche Gefühle ich auch für ihn empfinde, so fühle ich doch Kindespflicht und Liebe genug in mir, um einzusehen, daß ich kein Opfer scheuen darf, wenn es gilt, ihn von Schmach und Verderben zu retten, sei dies selbstverschuldet oder nicht. Ich bin noch so unerfahren in allen Lebensverhältnissen und weiß mir nicht zu rathen, — weiß nicht, was zu thun. Sie sind mein Freund, ich vertraue Ihnen, — will Ihnen unbedingt vertrauen und will thun, was Sie für gut, für nothwendig erachten. Ich will keine weitere Erörterungen, keine weitere Erklärungen mehr, — sagen sollen Sie mir nur auf Ehre und Gewissen" — sie faßte seine beiden Hände und fuhr in zitternder Bewegung fort, „sagen, ob ich muß, — Gräfin Ehrthal werden muß, — ob es keinen, — gar keinen, — nirgends einen anderen Ausweg mehr giebt?"

„Ich sehe keinen," war die ruhige Antwort des Staatsrath.

„Keinen! wirklich keinen?" rief sie schmerzlich und sah ihn so flehend, so um Hülfe flehend an, daß er seine Augen niederschlug. „O, sprechen Sie," fuhr sie mit von Thränen erstickter Stimme fort,

„und bedenken Sie, daß alles, was Sie mir Schönes von einer Zukunft als Gräfin Ehrthal sagten, in mir nichts zurückgelassen hat, als ein Gefühl namenlosen Unglücks, und daß mich der Gedanke mit unüberwindlichem Abscheu erfaßt, einem Manne angetraut zu werden, den ich nicht liebe, den ich nicht einmal mit voller Seele achten kann. O, auf die Liebe wollte ich ja verzichten, aber hochachten möchte ich doch den Mann können, dessen Namen ich als Gattin tragen soll.“

„Der Chevalier steht in allgemeiner Hochachtung, Gräfin,“ erwiderte der Staatsrath mit Nachdruck. „Sie sind ungerecht, der Name Ehrthal ist ganz geeignet, den Flecken zuzudecken, der an dem Ihren haftet.“

Charlotte bebte zusammen.

„Das war hart, mein Freund!“ sagte sie erbleichend. — „Aber es war gut. Ich muß einsehen lernen, daß ich sehr abhängig bin, um in der Freiheit, welche Sie mir als Gräfin Ehrthal verheißen, einige Entschädigung für den tiefen, tiefen Schmerz zu finden, der hier sich regt.“

Sie legte die Hand auf die Stelle des Herzens, suchte ihre Thränen zu trocknen und ging in ein

Nebenzimmer, um ihre Toilette zu ordnen, wohl auch, um noch zu weinen. Nach einer Weile kam sie, in sehr reichem Anzuge, gefaßt zurück; sie reichte dem Staatsrathe die Hand und meinte mit einem fremdartigen Lächeln in ihrem schönen Gesichte, daß sie gleich jetzt der Baronesse ihr Jawort bringen und noch heute, wenn es nöthig sei, ihren Bräutigam empfangen wolle. „Denn," — setzte sie mit gepreßter Stimme hinzu, „es ist besser ich handle gleich, um mich der Möglichkeit einer Reue zu entziehen. Möge das mir von Ihnen so sehr gepriesene Leben einer Gräfin Ehrthal nicht auch eine Täuschung sein, wie so Vieles, — ach, so Vieles!"

Mit diesen Worten verließ sie das Gemach, um ihre Tante aufzusuchen.

Der Staatsrath sah ihr triumphirend nach und murmelte:

„Dein Herz, das sich jetzt noch in Liebe nach dem schönen Jüngling sehnt, wird an der Seite eines ungeliebten Gemahls sich gerne einem bedeutenderen Leben hingeben, welches fähig ist, das deine zu heben und zu beglücken. Ja beglücken, Charlotte. In meinen Armen soll sich dir der

Paradiesesbaum, von dem du so süß träumtest, erschließen und kein strenger Gott uns deshalb aus dem Paradiese verjagen. Noch eine kurze Zeit der Beherrschung, und der Sieg ist mein! Doch jetzt fort in des Fürsten Kabinet! Die Staatsgeschäfte für den ehrgeizigen Kopf und das Wohl des Landes, für das Herz die Liebe und ihre beseligenden Freuden."

3.

Es war ein heißer Sommertag voll glühender Sonnenstrahlen und schwüler Luft. Ermattet neigten die Blumen ihre zarten Kelche zur Erde nieder, und der grüne Schmelz ihres Blätterschmuckes war mit Staubflor umzogen. Die kräftigen Bäume selbst erhoben minder stolz, als sonst, ihre belaubten Kronen zum blauen Aether, und in ihren Zweigen zwitscherten die gefiederten Sänger sehnsüchtig nach Morgenluft und Abendfrische. Auch der Wald mit seinen dichtgedrängten Bäumen sah erschöpft und regenbedürftig aus, sein elastischer Moosboden knitterte dürr, war unangenehm glatt

und sein weiches, saftiges Grün mit fahlem Gelb durchzogen.

Auf einem schmalen Fußpfade, der sich vom linken Ufer des Rheines bald auf, bald abwärts durch einen Wald zog, welcher viele Meilen weit über Anhöhen und Ebenen sich ausbreitete, wanderten zwei Männer dicht hintereinander. Derjenige, welcher voranschritt und den Wegweiser zu machen schien, war eine etwas kleine, gedrungene Gestalt mit wettergebräuntem Gesichte, dessen tiefe Runzeln und weisgrauer Bart ein sehr vorgerücktes Lebensalter verkündeten, doch zeigte sich noch viele Kraft und Rührigkeit in seinen Bewegungen. Seine Kleidung sowohl, als Büchse und Waidmannstasche, welche um seine Schultern hingen, verriethen in ihm einen churmainzischen Forstmann. Er kam häufig in rascheren Schritt als sein Gefährte, war er jedoch eine Strecke weit vor, so blieb er geduldig wartend stehen, konnte aber eine mißbilligende Verwunderung nicht unterdrücken, wenn er sah, wie die Hitze und der glatte Waldweg dem bedeutend jüngeren Manne so viel zu schaffen machten. Dieser stand in den besten Lebensjahren, auch sah er kräftig und gesund aus,

doch die auffallend weiße Haut seines Gesichtes, wie seine feinen Hände, erzählten nicht viel von körperlichen Anstrengungen. Sonst zeigte sein Aeußeres wenig Auffallendes. Er trug die gewöhnliche, bürgerliche Kleidung jener Zeit, nur von dunklern Farben, und äußerst feine Wäsche gab ihr einen etwas vornehmeren Anstrich. Seine Gesichtszüge trugen das Gepräge der Alltäglichkeit, und boten jetzt, wo seine Augen sich ermattet senkten, gar kein besonderes Interesse.

„Der Weg ist lang, Moses. Ich wollte, wir hätten das Ziel unserer Wanderung erreicht," bemerkte er ungeduldig, als der schmale Pfad sich wieder aufwärts wand, und sein graues Auge blitzte dabei so stechend auf, daß der bisherige Ausdruck seiner Züge seltsam damit contrastirte.

„Wir haben etwa noch eine gute Stunde, Herr; die Strecke ist kaum der Rede werth," erwiderte ruhig der Jäger. „Von da, wo Ihr gelandet, ist es freilich eine schöne Strecke Berg auf und ab. Ihr hättet weiter oben anfahren sollen, zunächst dem Jägerhause, das wäre eine Erleichterung für Euch gewesen. Ich meines Theils mache mir aus Allem nichts, was Kälte und Wärme, Regen oder Sonnenschein

heißt, und nun gar, was das Weiter und Näher anbelangt!“

„Die Hitze ist ganz unerträglich!“ seufzte der Andere. „Auch dein gepriesener Schatten dieser Wälder ist unerquicklich, dumpf und schwül.“

„Die Luft deutet auf ein Gewitter, Herr. Ich kann's nicht ändern. Das Wetter macht unser Herrgott; er hat halt auch seine Launen. Macht's bald zu heiß, bald zu kalt; d'rum ist's am besten, d'runter weg zu gehen, ohne sich allzuviel um das Eine oder das Andere zu bekümmern.“

„Du hast eine gute Philosophie, Moses. Sie hat deine Haut gegerbt und für Strapazen abgehärtet.“

„So ist es, Herr. Trotz meiner siebenzig Jahre nehme ich es noch mit dem Jüngsten auf. Wie sollte denn auch ein ächter Jägersmann bestehen, wenn's ihm nicht einerlei wäre, ob die Sonne auf seinen Buckel brennt oder Schnee d'rauf fällt. Ich dreh' die Hand nicht d'rum um, Herr; aber Euch drückt's, wie ich merke. Kommt, dort, nicht weit vom Wege ab, ist eine frische Quelle, da könnt Ihr Euch ein wenig erholen. Die Sonne steht ja noch hoch, es ist noch lange hin, bis sie hinter dem Taunus in's

Meer hinuntersteigt, und der Nachen wird erst mit der Dämmerung an Ort und Stelle sein, der Euch hinüber bringen soll."

Da sein Gefährte beifällig nickte, wandte der Jäger vom Wege ab und sie gingen längs eines kleines Abhanges hin, wo sie nach kurzer Zeit das Murmeln einer Quelle vernahmen, die kaum dem Mutterschoße entschlüpft in munteren Sprüngen sich ihres Lebens freute. An ihrem Ursprunge war ein anmuthiges Plätzchen, frisch und grün, von einer dichten Gruppe Fichten überschattet. Das klare, kalte Wasser erquickte den müden Wanderer. Er ließ sich wohlgefällig neben den moosüberzogenen Steinen nieder, legte sein Haupt darauf und schloß das Auge. Auch der Jäger sprach eine Weile Nichts. Er hatte sein Gewehr weit von sich hinweg an einen Baum gestellt, und sein Hund lagerte sich, auf einen Wink von ihm, daneben.

„Herr, führe mich nicht in Versuchung!" murmelte er vor sich hin. „Es ist gar schwer für einen Jägersmann, ein Wild zu sehen und nicht zu schießen."

Das letzte sprach er nach der häufigen Gewohnheit des Alters laut zu sich selbst.

„Schieße nur, Moses, wenn du ein Wild erblickst“ sagte sein Gefährte, das Auge ein wenig öffnend. „Mich stört es nicht.“

Der Jäger sah ihn verwundert an, und rief mit einem Gemische von Ehrfurcht und Staunen:

„Ihr errathet, weiß Gott, die Gedanken Anderer! Nun, da müßt Ihr wohl auch wissen, warum man dies und das so und nicht anders denkt, warum ich hier herum nie mehr auf ein Wild ziele und die Büchse weit abstelle, um keiner Versuchung zu erliegen.“

Sein Gefährte warf einen scharfen Blick auf ihn, dann schloß er sein Auge wieder und sagte:

„Erzähle nur, warum du also thust, ich möchte wohl wissen, ob es ganz so ist, wie es mein Geist denkt.“

„Vor Allem, Meister,“ fing der Jäger mit wichtiger Miene an, „werdet Ihr wohl wissen, daß es wunderbare Dinge in der Natur giebt, geheimnißvolle Kräfte, welche bösen und guten Geistern zu allerlei Kurzweil dienen, zu lustigen Schwänken und schauerlichen Geschichten, je nachdem sie gelaunt sind. Am liebsten treiben sie ihr Wesen in den Wäldern, mit Menschen und Thie-

ren. Vor Alters war es noch ärger, als heut zu Tage, und diese Sache mag wohl auch mit der neuen Weltordnung, die kommen soll, wie Claudius mir berichtete, anders werden, aber noch spukt's allenthalben, und was ich einst hier erlebte, war höchst sonder- und wunderbar."

Der Jäger schwieg; sein Gefährte schien eingeschlafen, und er sprach nicht gerne von dieser Geschichte, aber plötzlich frug dieser in fast befehlendem Tone:

„Weshalb erzählst du nicht weiter, Moses? Lasse deine wunderbaren Erlebnisse hören."

Der Jäger seufzte.

„Ihr werdet's doch nicht glauben, Herr, und am Ende auch, wie meine Kathrine selig, sagen, ich hätte ein Glas über'n Durst getrunken und nur von einem Reh geträumt. Aber ich sag Euch, Herr," fuhr er eifrig fort, „wenn ein Jäger die Augen offen hat, mag er noch so schwer geladen haben, so sieht er doch, was ein Wild und was ein Mensch ist, und kann recht wohl einen Rehbock von einem Weibe unterscheiden. Und ich, Herr, ich sah dort in jenem Busche leibhaftig ein Reh hervorschauen, war ich auch grade eben erst aus

tiefem Schlafe erwacht; — der Satan verführte mich, hier zu schlafen; — so sah ich es doch so deutlich, so deutlich, wie ich Euch jetzt vor mir sehe; ich legte an, zielte — es knallt, — da ist das Wild verschwunden und ein klägliches Gewimmer tönt an mein Ohr. Von Entsetzen erfaßt, eile ich davon, allein die Jammertöne zogen mich wider Willen zurück. Was erblickte ich? — Das Reh, nach dem ich schoß, hatte sich in ein Weib verwandelt, neben dem ein kleines Kind lag. Das Weib war am Arme verwundet und behauptete, ein Schuß habe sie getroffen. Sie wandte sich entsetzt von mir hinweg, als sie meine Büchse sah und nannte mich einen Mörder, mich, der ich noch nie nach etwas anderm als einem Wilde gezielt. Ich sagte ihr das und schwur, daß hier nur Zauberei und Teufelsspuk im Spiele sein könnten. Das Kind fing nun auch an zu schreien. Ich hob es auf, da die Frau mit dem verwundeten Arme es nicht konnte, und obgleich ich ein heimlich Grauen vor ihr empfand, die mir, Gott weiß zu welchem Zwecke, als ein Thier des Waldes erschienen war, bot ich ihr doch mein Haus als Zufluchtsort an. Nach einigem Ueberlegen folgte sie mir dahin. Ihre

Wunde war nicht bedeutend, doch klagte sie sehr und ich trug das Kind bis in meine Wohnung. Meinem Weibe kam diese Einquartierung just nicht gelegen, denn wir hatten nur eine Stube und eine Kammer und darin acht Kinder zu beherbergen; auch war die Kathrine selig nicht die allerbeste, allein wenn selbst die Schlimmste ein kleines Kind erblickt, wird sie weichherzig, und mit meiner Kathrine war's auch nicht anders. Dem armen Würmlein ging's an's Leben; seine Mutter hatte keine Nahrung mehr für das Kind, da legte sie es an ihre Brust; — sie war eben erst aus dem Wochenbett aufgestanden — und als es gierig trank, war das Kleine an ihr Herz gewachsen. Die Frau erkrankte an der Wunde, doch half ihr bald die Kräutersalbe, die mein Weib zu bereiten wußte. Als es ihr wieder besser wurde, erzählte sie, daß sie auf dem Wege nach Mainz sich verirrt habe, sie komme weit her und sei gefahren bis in die Nähe des Waldes. Aus wichtigen Gründen habe sie es dann vorgezogen, den Fahrweg zu verlassen und auf Umwegen in die Stadt zu gelangen. Ermüdet habe sie sich dort an der Quelle niedergelassen und sei mit dem Kinde eingeschlafen, bis mein Schuß sie

erweckt habe. So erzählte die Frau, Herr, — ob's so war, bezweifle ich. Die Kathrine glaubte es zwar und schalt mich einen Narren, wenn ich ihr widersprach. Sie hat's schwer gebüßt, das arme Weib, Gott hab' sie selig."

„Was wurde aus der fremden Frau und dem Kinde?" frug sein Gefährte, den die Geschichte anfing zu interessiren.

„Aus der fremden Frau? — Ja, Herr, was aus der wurde, kann ich nicht sagen. Als sie völlig gesund war, machte sie mit meiner Kathrine aus, daß diese das Kind behalten solle, denn es gedieh wunderbar an ihrer Brust, bis sie aus der Stadt zurückkehre, wohin sie nun gehen wolle. Ob sie hinkam, weiß ich nicht, aus dem Jägerhause ging sie fort, kehrte aber nicht mehr dahin zurück. Nun müssen aber die Weiber gar mancherlei mit einander geredet haben, denn die Kathrine wurde gegen ihre Gewohnheit gar nicht böse, als die Frau ausblieb, und behauptete steif und fest, sie käme schon wieder; dabei hielt sie das Kind wo möglich noch besser, und als ihr eigner Säugling, der bedeutend jünger war, starb, bekam sie eine wahre Affenliebe dafür. Es sei reicher und vornehmer Leute Kind,

sagte sie. Ob sie dies von der Frau selbst erfahren hatte, oder ob sie das seidene Band etwas lockerte, das einige Papiere zusammenhielt, welche ihr jene Frau zum Aufbewahren gab, und daraus Einiges zusammenbuchstabirte, weiß ich nicht."

„Sagte dir deine Frau nie etwas Näheres?" frug, aufmerksam werdend, des Jägers Gefährte.

„Nein, Herr. Die Kathrine war keine von den geschwätzigen Weibern, auch wird es nicht viel gewesen sein, was sie herausgebracht hat, denn sie verstand kaum mehr als ich vom Lesen und Schreiben und ich verstehe gar nichts von diesen gelehrten Künsten; und die fremde Frau that so ängstlich und geheimnißvoll, daß ich nicht glaube, daß diese ihr mehr als das Nothwendigste anvertraut hat."

„Was wurde aber später aus dem Kinde und den Papieren?"

„Das Kind?" wiederholte der Jäger gedehnt. „Nun das Kind gedieh und wie schon gesagt, meine Weib hatte eine wahre Affenliebe daran; sie hätschelte und pflegte es, wie keins von ihren eignen Kindern, das muß man ihr nachrühmen, der Kathrine. Da kam eines Tags ein Brief, aus dem

wir endlich so viel herauslasen: daß wir das fremde Kind nach Wiesbaden bringen sollten, wo seine Verwandten es in Empfang nehmen würden. Tag, Stunde und Ort wurden uns genau bestimmt und eine schöne Belohnung versprochen. Mit schwerem Herzen entschloß sich Kathrine zu thun, was das Schreiben verlangte. Ich ging in aller Frühe, noch ehe der Tag graute, in den Wald, denn auch mir war das Kind an's Herz gewachsen, obschon ich damals noch sieben eigene besaß. Als ich spät in der Nacht zurückkehrte, lag mein Weib schon zu Bett und die Kinder schliefen ruhig neben ihr, aber ich mochte nicht, wie ich sonst that, nach ihnen sehen, denn in dem einen Bettchen, wo Crescenz, mein jüngstes Kind, mit dem fremden zusammengeschlafen, lag jetzt nur noch eins, und das drückte mein Herz. Es ging mir viele Jahre nach, Herr, — viele Jahre." Der Jäger seufzte tief. „Meine Kathrine greinte die ganze Nacht, — und wurde von dieser Zeit an nicht mehr froh. Bald nachher kam eine schlimme Seuche, Nachzügler des siebenjährigen Krieges. Das war ein Jammer. Hungersnoth und Pestilenz. Der giftige Tod nahm alle unsere Kinder hinweg bis auf das jüngste, und

mein Weib, von Kummer, Herzeleid und Reue gebeugt, folgte ihnen bald in die dunkle Grube nach."

„Was hatte sie denn zu bereuen?" frug gespannt der müde Herr, indem er sich aus seiner bequemen Stellung rasch emporrichtete.

„Nun, man hat allerwegen etwas zu bereuen, Herr!" antwortete ausweichend der Jäger. „Jeder Mensch hat ein Stellchen, wo's nicht ganz richtig ist; der Böse läßt nicht von uns, und sollten wir uns auch von Oben bis Unten mit geweihtem Oele einsalben. So hatte auch die Kathrine ihre schlimmen Mucken. Sie war hoffährtig und rechthaberisch, nach ihrem Kopfe mußte Alles gehen, und wenn auch das Haus d'rüber in Flammen gerathen wäre. — Gott hab' sie selig. Sie hat ihre Sünden schon auf dieser Welt schwer abgebüßt; — denn sieben Kinder begraben, Herr, ist keine Kleinigkeit."

Der alte Mann senkte sein Haupt und ein paar Thränen rollten über seine braunrothen, hageren Wangen und blieben an dem grauen Barte hängen.

„Und gab dein Weib mit dem Kinde auch die Papiere hin?"

„Nein, Herr. Ich weiß nicht, hat sie dieselben vergessen mitzunehmen, oder war es ihre Absicht, sie zu behalten; ich entdeckte diesen Umstand erst später, als schon das Unglück bei uns eingekehrt war, und da gab sie auf nichts mehr ordentlich Bescheid."

„Du bist also noch im Besitze dieser Papiere?"

„Ich nicht, Herr. Meine Tochter Crescenz hat sie in Verwahrung. Es ging fast wie durch ein Wunder zu, daß die Papiere nicht vernichtet wurden. Als mein Weib im Sterben lag, verlangte sie darnach; sie befanden sich wohlverschlossen in einer Lade. Ich sollte sie sammt dem Kästchen verbrennen, war das Begehren der Sterbenden, gleich, so lange sie noch am Leben sei. Ich ging hinaus, ihren Wunsch zu erfüllen, und schob die leichte Waare in den Ofen. Es war gerade Winterszeit, das Feuer brannte lustig, — in ein paar Minuten mußte das brennbare Zeug verkohlt sein. Ich kehrte in die Stube zurück. „Es brennt schon lichterloh!" sagte ich. „So ist's gut," röchelte sie, „Herr, vergieb!" und darnach war es aus mit ihr. Aber das Kästchen verbrannte nicht, Crescenz, geängstigt durch der Sterbenden Gestöhne, hatte

sich mit mir hinausgeschlichen, — ich bemerkte sie nicht, — als ich weg war, nahm sie das brennende Kästchen aus dem Feuer, goß Wasser darauf — und die Ppiere waren gerettet. Das Kind, obgleich erst sechs Jahre alt, war doch schon so klug, dies zu verschweigen und den geretteten Schatz zu verbergen. Später, als sie älter und verständiger wurde, erzählte ich ihr von dem fremden Kinde und der Frau, die ich leibhaftig als Reh gesehen, — denn das laß ich mir nicht nehmen, Herr, es war so, und an dem, was später in meinem Hause Uebles geschah, hatte der Böse sicher seine Hände im Spiele. Seht, ich glaube es nicht anders, als daß mein Schuß eine böse Verzauberung löste, und ich dem Teufel einen Possen damit gespielt habe, wofür er sich nachher an mir rächte. D'rum schieß' ich auch hier herum nicht mehr, und käme das schönste Wild zum Vorschein."

„Du wolltest ja von Crescenz sprechen," unterbrach ihn sein Gefährte ungeduldig.

„Ganz richtig, Herr. Ich erzählte ihr also die Geschichte, so viel diese für sie taugte, und da gestand sie mir, daß sie jenes Kästchen aus den Flammen gerettet und seitdem sorgfältig aufbe-

wahrt habe wie einen heiligen Schatz, sie wisse eigentlich selbst nicht, weshalb; aber die Papiere, die aus dem halbverkohlten Kästchen herausgeschaut, hätten sie stets wie etwas Wunderbares und Geheimnißvolles angesprochen. Man müßte, meinte sie, auch ferner die Papiere gut aufbewahren, denn gewiß komme eines Tages das Kind oder seine Mutter, und verlangten den Schatz zurück. Obgleich ich nun daran nicht glaubte, so ließ ich dem Mädchen doch seinen Willen und ich zweifle nicht, daß sich das Kästchen noch wohlbehalten bei ihr vorfindet."

„Vielleicht hat sie auch seinen Inhalt erforscht, Moses, denn junge Mädchen sind neugierig und Geheimnisse reizen."

„Crescenz hat die Papiere nicht gelesen, Herr, darauf will ich gleich schwören," sprach der Jäger mit voller Ueberzeugung.

„Möge es so sein; es ist um so besser, aber ich möchte die Papiere sehen und sie durchlesen, Moses. Wer weiß, welch ein Geheimniß darin verborgen sein mag, und da es unsere Pflicht im Interesse des Ordens ist, so viel wie möglich alle Verhältnisse zu erforschen, so wirst du meinen Wunsch be-

greiflich finden; denn je genauere Kenntniß wir von Allem besitzen, desto leichter erreichen wir unsere Zwecke."

„Claudius hat mich bereits so weit unterrichtet, Herr, und ich bin in allen Dingen bereit, mitzuhelfen und mitzuwirken, obgleich meine alten Augen das tausendjährige Reich, das verheißen ist, nicht mehr schauen werden. Meinethalben! Die Nachkommen mögen sich daran erfreuen und in Freiheit, Einigkeit, Gleichheit und Frieden glücklich sein. Dann wird Einer so viel gelten wie der Andere, nicht Herr?" fuhr der Jäger grübelnd fort. „Die Reichen werden mit den Armen theilen und Vornehm und Gering wird sich in Liebe zusammenfinden?"

„Ja, Moses, so soll es werden," antwortete mit ungeduldigem Zucken in den Mundwinkeln sein Gefährte. „Doch sage, kannst du mir die Papiere verschaffen?"

„Wenn Ihr die Nacht in meinem Hause zubringen wollt, dann vielleicht. Crescenz giebt sie Euch schon, wenn Ihr's klug anfangt und den rechten Fleck bei ihr trefft. Mit Gewalt kann man ihr nichts nehmen, sie ist ein gutes Kind, hat aber

doch ihren eignen Kopf. Das ist von meinem Weib auf sie übergegangen, sie hat's halt mit der Muttermilch eingesogen. Dann, Herr, liegt auch noch etwas dazwischen, was mein altes Herz oft schwer bedrückt, — aber ich vermag's fast nicht auszusprechen, — und doch wär mir's leichter, hätt' ichs vom Herzen. Wenn wir heut' Abend zurückkehren und die Sonne hinunter ist, geht's vielleicht eher über die Lippen, als beim hellen Tageslicht; was Ihr in den Papieren erforscht, könnt ihr dann vielleicht besser verstehen, und auch, wills Gott, zum Guten wenden.

„Du erregst immer mehr meine Neugierde, Moses. Sprich es aus, was dich drückt, jetzt gleich sage es mir."

Es lag etwas so Gebietendes in dem Tone, womit dies gefordert wurde, daß der alte Jäger demüthig sein Haupt beugte und nach Worten suchte, mit denen er etwas Schweres und tief Verschlossenes so plötzlich von seiner Brust zu lösen vermöchte; doch ehe er aus einer sehr sichtlichen Pein herauskommen konnte, trat eine Störung ein, welche er mit einem erleichternden Athemzuge begrüßte. Von der kleinen Anhöhe herab, an deren

Fuß die Quelle sprudelte, erscholl plötzlich der begeisterte Ausruf:

„Cato, mein Freund, mein Herr und Meister!“ und Vater Bernhard, der Eremit, stürzte zu den Füßen des Fremden, umklammerte seine Knie und schluchzte.

„Du kommst zu mir, Cato? O sei gepriesen! Durch dich wird die Nacht meiner Seele sich wieder lichten, mein schwacher Geist an deiner Kraft wieder erstarken.“

„Moses geleitete mich zu dir!“ erwiderte Cato mit Betonung. „Stehe auf, Claudius, fasse dich und führe mich in deine Hütte! Und du, Moses,“ wandte er sich an diesen, „erwarte mich hier, in einigen Stunden bin ich wieder zurück.“

Der Jäger schüttelte etwas bedenklich seinen alten Kopf. Es war ihm nicht recht geheuer, hier so lange allein zu verweilen. Die verworrenen, abergläubischen Vorstellungen, welche er in einem sehr beschränkten Lebenskreise seit seiner Kindheit mit sich fortgeschleppt, brachten ihm eine unangenehme Anwandlung, welche wie Furcht ihn drückte. Er wagte jedoch nicht, Cato zu widersprechen, der in gebietender Haltung vor ihm und dem

Clausner stand, und mit einem Herrscherblick, in welchem ein dämonischer Blitz zuckte, auf sie niedersah.

Lautlos schritt der Eremit Cato voran, und bald hatten sie die einsame Clause erreicht. In ihrem innern Raume war es kühl, und Claudius holte aus einem unterirdischen Behälter einige Erfrischungen für Cato, der sich auf dem Lager des Eremiten niederließ und erst, nachdem er sich erquickt und ausgeruht hatte, zu sprechen begann:

„Mein Herz sehnte sich nach dir, Claudius," fing er an, denn du bist ein treuer Freund und eifriger Anhänger; es verlangte mich, dich einmal wieder zu sehen, doch nur kurz darf ich bei dir verweilen. Wichtige Ordensgeschäfte führen mich da- und dorthin. So treibt unter Anderen Brutus tolle Dinge in seinem abgelegenen Schlosse. Ich muß zu ihm, damit nicht Unheil daraus entstehe. Er handelt viel zu eigenmächtig, wodurch das, was er dem Orden leistet, sehr beeinträchtigt wird. Die Verbindungen, welche er mit den Gaunern und Zigeunern unterhält, die jene Wälder durchstreifen, in denen sein Stammsitz liegt, werden zu offenkundig, man schiebt ihnen politische

Tendenzen unter, da man nicht glauben mag, daß der Nachkomme eines edlen Hauses sich zu anderem Zwecke mit solchem Gesindel befaßt. Den Nutzen, den wir aus solchen Verbindungen ziehen können, ist vorerst aber nur ein ganz untergeordneter, und muß sehr geheim und sehr vorsichtig ausgebeutet werden. Brutus jedoch verspürt noch zu viel von der Herrscherlust seines Standes in sich, und gefällt sich darin, der Despot solcher Leute zu sein. Er ist gefährlich, dieser heruntergekommene Graf mit seinem unzuverlässigen Character, und wäre er nicht zu tief in alle unsere Geheimnisse eingeweiht, er müßte wieder aus dem Orden scheiden.

„Er hat ausgedehnte Verbindungen in Frankreich angeknüpft, und fördert dort die Angelegenheiten des Ordens? Nicht Cato?"

„So ist es. Er hielt sich häufig in Frankreich auf, als er noch reiche Mittel besaß; jetzt ist sein Vermögen gänzlich dahin, und ich denke, es ist das beste, seine jetzige Lage zu benutzen und ihn von seiten des Ordens in Geschäften dahin zu senden. In Frankreich findet sein unstäter Geist ein weites Feld; dort glimmt der Funke, nicht mehr

so vorsichtig bewacht, unter der Asche, wie bei uns, er sprüht bereits in rother Gluth und wird bald lichterloh brennen, in hellen Flammen emporlodern und mit bezwingenden Dämpfen die Erde erfüllen, — dann, Claudius, kommt auch für uns die Zeit der offenen Thaten. So lange noch müssen sie im Geheimen fortwuchern, den Boden der Vergangenheit unterwühlen, bis der glühende Lavastrom, emporgetrieben aus dem gährenden Krater, sich über sie ergießt, sie verschlingt mit Allem, was nicht kühn über den feurigen Wellen schwebt."

Nach diesen Worten sank Cato etwas erschöpft zurück und schloß seine Augen. Claudius aber sprang auf und fuhr in Ekstase fort:

„Diese Zeit, möge sie bald kommen! In ihrem tödtenden und gebährenden Walten, in ihren vernichtenden und aufwühlenden Stürmen wird auch meine Seele genesen von allen Qualen, welche sie in diesem schleichenden Schaffen nimmer überwinden kann."

„Und weshalb nicht?" frug Cato, seine Augen langsam aufschlagend, mit großer Ruhe. „Habe ich nicht die schwarzen Gespenster deines Lebens verscheucht, zu was rufst du sie wieder? Habe ich

nicht, als ich dich dem Wahnsinn nahe fand, damals, wie du dem Kloster entsprangst, in das dich ein fanatisches Weib verlockte, habe ich da nicht deine Vergangenheit reiflich geprüft, sie wohl erwogen und der Vergebung dich würdig befunden? Was du gefrevelt, lag bedingt in deiner Individualität, und steht gerechtfertigt vor dem Richterstuhle der Vernunft. Nur einem Thoren kann dies nicht genügen."

„Das mahnende Gewissen ist mächtiger als der speculative Verstand," murmelte Claudius. „Dies ist's, was fort und fort an mir nagt und mir immer und überall bleiche Schatten entgegenführt. Sie wollen nicht weichen, nur wenn ich dein gedenke, Cato, und Begeisterung für die große Sache des Ordens mich erfaßt, der Gedanke an die kommende Vernichtung alles Bestehenden und die leuchtende Sonne der Zukunft mich erschüttert und erhebt, nur dann wird mir leichter, dann fällt der drückende Alp von meiner Brust und ich jauchze auf in Entzückungen. Da sehe ich auf dem Grabe der Vergangenheit die blutgetränkte Freiheitsfahne wehen, um welche die glücklichen Völker sich schaaren und

aufjubeln zu den schwererrungenen Symbolen einer herrlichen Zukunft, und ich — —"

„Mäßige dich, Claudius!" unterbrach in einem Tone, dem man etwas wie Langeweile anmerken konnte, Cato den exaltirten Eremiten. „Noch sind wir lange nicht so weit. Lasse uns vorerst von näherliegenden Dingen sprechen." Er senkte sein Auge wieder und frug dann den Klausner um verschiedene Ordensangelegenheiten dieser Gegend, zu deren Beobachter und Berichterstatter dieser berufen war. Hauptsächlich verlangte er ganz genaue Auskunft über Solon. Er äußerte bedeutendes Mißtrauen gegen den geheimen geistlichen Staatsrath, den Vertrauten und Rathgeber eines Fürsten, der ein entschiedener Gegner der Illuminaten blieb und dessen Regierung, wenn gleich eine den neuen Ideen zugängliche, doch eine streng aristokratische war, und der an seiner Herrschermacht mit fast eigensinnigem Stolze hing.

Claudius erklärte Solon für eine Schlange, deren schillernde Farben blenden und bestechen und deren Klugheit und List man fürchten oder sich befreunden müsse. Er meinte jedoch, daß der Staatsrath manches im Sinne des Ordens bei Friedrich

Carl bewirke, und die immer deutlicher hervortretende Absicht einer Lostrennung der deutschen Kirche von Rom, hauptsächlich von ihm gefördert werde, wie er ja auch in sehr freundlichen Beziehungen zu Scipio stünde, der trotz Friedrich Carl's Abneigung gegen ihn und trotz seiner Pläne, ihn zu umgehen und einen seiner Verwandten zu seinem Nachfolger zu ernennen, dennoch durch des Staatsraths geheime Vermittlung unterstützt, Coadjutor werden würde, sobald ein solcher nöthig erscheine.

Claudius erzählte ferner von seinem anderweitigen Wirken, von seiner zunehmenden Popularität und seinem Einfluß auf das Volk der ganzen Umgegend, das in ihm einen wunderthätigen Mann verehre und aufmerksam seinen Reden lausche, die immer vorbereitender für die kommenden Ereignisse würden. Auch von der Aufnahme verschiedener Mitglieder in den Orden stattete er Bericht ab, legte die nach den Ordensregeln von diesen selbst ausgefertigten Tabellen vor, welche ihren Namen, Stand, ihr seitheriges Leben und alle ihre Familienverhältnisse genau enthielten; auch einige bereits von diesen eingegangene Schreiben, die

Kunde von allem gaben, was sie sahen, hörten und erlebten, übergab er Cato.

Dieser äußerte sich zufrieden mit Claudius Mittheilungen, nur in Bezug auf Michael hatte er Vorwürfe für ihn, denn noch immer war dieser nicht förmlich in den Illuminatenorden aufgenommen. Es erging Claudius, so unbedingt er sich sonst allen Anordnungen Catos unterwarf, ganz eigen mit dem jungen Manne. Er vermochte es nicht über sich zu gewinnen, ihm die ersten Bedingungen zur Aufnahme in den Orden darzulegen, welche von jedem neu Aufzunehmenden eine unbedingte Unterordnung des eignen Willens unter den der Ordensobern verlangten, ebenso ein bis zum Spionirsystem getriebenes Vertrauen und einen Gehorsam, der kein Mittel scheuen durfte, wenn es für die Zwecke des Ordens gut und dienlich erachtet wurde. Er hatte die Schattenseiten, welche diesem wie den meisten geheimen Verbindungen als fast nothwendig anklebten, Michael nicht enthüllt, ihm die Illuminaten mehr als eine große Familie verwandter Geister bezeichnet, deren gemeinschaftliches Wirken sich das Wohl der Menschheit ,zum Hauptzwecke ihres Lebens gesteckt, und bei denen

er, der Verwaiste, der Familienlose, eine liebende Aufnahme finden würde und wo er durch das, was er dem Orden leiste, nicht blos ein freundlich geduldetes, sondern ein nützliches und berechtigtes Glied des großen Bundes sei. Claudius gab sich alle Mühe, wie er es Cato gegenüber nur vermochte, bei Michael einen Ausnahmsfall gelten zu lassen, indem er die Ueberzeugung aussprach, daß dieser vor den ersten Bedingungen des Ordens zurückschrecken werde.

Cato aber bestand darauf, daß keine Ausnahme stattfinden dürfe, und gerade dieser junge Mann dazu berufen wäre, blind dem Willen der Ordensobern nachzukommen, da seine Stellung am Hofe Friedrich Carls ganz geeignet sie, in ihm einen wichtigen Berichterstatter zu erhalten, und dies jetzt um so mehr nöthig werde, da man kein Vertrauen zu Solon mehr habe, ja dieser selbst einer Ueberwachung bedürfe. Er meinte, daß es nur an Claudius liege, den jungen Mann ganz zu gewinnen und für eine so geheimnißvolle und wichtige Verbindung zu begeistern, und legte ihm darin eine unverzeihliche Versäumniß zur Last.

„Denn,“ sagte er, „man kann aus den Men-

schen Alles machen und sie zu Allem gebrauchen, wenn man sich die Mühe nimmt, sie richtig zu behandeln; und dazu gehört im Ganzen nicht viel. Man schmeichelt ihren Schwächen und ordnet sich scheinbar ihrer Stärke unter. Damit ist Vertrauen, hauptsächlich bei der Jugend, leicht zu gewinnen; es weise benützen, keine Kunst, und viel mehr werth, als eine Generalbeichte abhören. Du wirst gehorchen, Claudius," setzte er gebietend hinzu, „und mir mit Nächstem eine Aufnahmstabelle des jungen Mannes senden, dem, wie ich hoffe, bald genaue Berichte über alle Angelegenheiten am Hofe Friedrich Carls nachfolgen werden. Besonders wünsche ich Solon genau beobachtet. Ich will es so, Claudius, und was ich will, ist wohl überlegt und ausführbar."

Claudius beugte sein Haupt vor dem Manne, der ihn an den geheimsten und empfindlichsten Fasern seines Innern zu fassen verstand und daran zu halten und zu lenken wußte. In des Klausners Zügen zeigte sich jedoch Niedergeschlagenheit. Er vermochte nicht, die Wünsche und Befehle Catos mit dem Eindrucke zu vereinen, den Michaels Erscheinung stets bei ihm hervorrief, und der Gedanke,

daß er dadurch den jungen Mann, der ihm lieb geworden, verlieren könne, drängte sich ihm schmerzlich auf.

4.

Neben einem bescheidenen Hause, das waldumgrenzt nahe am Ufer des Rheins auf einer kleinen Anhöhe sich befand, stand ein junges Mädchen und verfolgte mit leuchtenden Augen einen dunkeln Punkt, der gleich einer Möve schnell und leicht über den blendenden Mittagsglanz des Stromes glitt, und dem niedern Ufer immer näher kam, das zunächst ihrer Wohnung lag. Der schwimmende dunkle Gegenstand war ein kleiner Nachen, aus drei Brettern gezimmert, den man in der rheinischen Volkssprache „Dreibördchen" nennt, und den ein starker Arm mit ungemeiner Schnelligkeit zu rudern vermag. Der Schiffer, welcher dieses kleine Fahrzeug lenkte, sprang, noch ziemlich weit vom Ufer entfernt, mit einem kecken Satze heraus, zog den kleinen Nachen mit sich, und entriß demselben zugleich eine bunte Flagge, welche er jubelnd um seinen Kopf schwang. Ein weißes Tuch wehte

als Gegengruß von der Anhöhe herunter, worauf er eilends das Fahrzeug befestigte und dann davon rannte, ohne um die zweite Person, welche in demselben saß, sich weiter zu bekümmern. Diese sah mit schelmischem Lächeln seinem Gebahren zu, erhob sich dann langsam, ordnete einiges an ihrer eleganten Toilette und stieg, sehr vorsichtig ihre feine Fußbekleidung schonend, an's Ufer. Sie schien absichtlich ihrem Gefährten einen großen Vorsprung zu lassen, denn sie drehte sich wiederholt nach dem Strome um, als wolle sie die schöne Landschaft bewundern, doch in ihrem runden, freundlichen Gesicht war gar nichts von sentimentaler Naturschwärmerei, noch weniger von enthusiastischem Entzücken über diesen oder jenen schönen Punkt zu entdecken. Ihre blauen, unruhig blitzenden Augen, wie die Grübchen in den rosigen Wangen und der schelmisch lachende Mund drückten ganz andere Empfindungen aus. Als sie sich wieder nach dem Hause auf der Anhöhe umdrehte und den Führer des Nachens zwischen den Bäumen dort schon verschwinden sah, sprühten verrätherisch über ihre rothen Lippen die Gedanke und Wünsche ihres Innern.

„Mon dieu!“ fing der kleine Mund zu plau-

dern an, „dacht' ich's doch, daß es ihn heiß nach süßen Liebesküssen verlangt. Ich lasse ihm großmüthig volle Zeit dazu und begnüge mich einstweilen mit Gedanken an solches Glück, — und an den Müller von Altenmünster. Ich wandle hier im stillen Monden- — ach nein, in sehr unangenehmem heißen Sonnenscheine und seufze nach frischer Luft und — Franz Mathes, dem Müller. — Er denkt wohl auch, von Mehlstaub umwoben und vom Mühlengeklapper umrauscht, an mich. Der Arme! Welch horribles amusement pour lui, und wenn gar seine spießbürgerliche Frau Mutter dazu kommt und in das Mühlgeklapper hineinplappert, von des Bäckers Käthchen und des Bürstenbinders Jettchen und allen den heirathsfähigen Bäschen, die Geld und Gut und jede nur denkbare häusliche Tugend besitzen, und meine Wenigkeit eine Höllenkatze titulirt, da wird's ihn heiß und kalt überlaufen, den hübschen Müller. Es wäre zum Todtlachen, wenn's nicht auch wieder seine fatale Seite hätte, ja nicht ganz tragisch mitunter sich anließe, so tragisch, wie man's zuweilen im Komödienhause sieht. Mon dieu, was kann der Arme thun, wenn das strenge, ehrbare Gesicht

der Rheinmüllerin von Fluch und Enterbung spricht, sobald er meinen Namen nennt?"

Sie seufzte tief und fuhr in ihren Betrachtungen fort, während sie die Anhöhe langsam hinaufstieg:

„Die Alten sind sehr confuse Leute; wollen sich par tout in das Neue nicht schicken und verargen der Jugend, daß sie jung ist, jung fühlt und jung denkt, — sie möchten sie so altklug haben, so vernünftig als sie selbst sind und bedenken nicht, daß dies eigentlich das Allerunvernünftigste ist. Mit dem alten Jäger da oben ist's nun gar zum Todtschießen. Der will seine schöne Tochter nicht heirathen lassen, weil sie noch zu jung wäre. Mit zwanzig Jahren, mein' ich doch, hätte man ein ganz anständiges Heirathsalter. Was ist da noch viel aufzuheben an einem Mädchen? Eins, zwei, drei und flugs ist man über die schönen Jahre hinaus und bleibt eine alte Jungfer Zeitlebens. Brr! das ist ein fürchterlicher Gedanke; — und doch, Helenchen, kann dir diese Fatalität leicht in den Garten wachsen, denn nicht nur seine Mutter sagt entschieden „nein" zu einer Heirath, auch meine chère Mama schüttelt den Kopf dazu. Jede hat ihren

eignen hochmüthigen Krakel, — der Einen steckt nächst Geld und Gut, ein ehrsamer Dünkel im Kopfe, der Andern die Hoffähigkeit ihrer Tochter, ihre wichtige Stellung, ihr Einfluß und dergleichen mehr. Ach du meine Güte! Ich wäre so einfältig und gäbe am Ende Alles hin für den mehligen Müller, und würde noch gar eine sehr achtbare, häusliche Müllerin."

Sie hatte die Anhöhe erreicht und trat in den Garten, welcher das Jägerhaus wie ein Saum von Blumen, Salat und Gemüse einfaßte, und von drei Seiten mit Wald umgeben war.

Die kleine Zofe sah sich nach Crescenz um, welche schon seit Jahren ihre Freundin geworden, bald nach dem Schützenfeste auf dem Eise, wo diese Christoph zum Schützenkönig erhoben und seitdem zum Könige ihres Herzens eingesetzt hatte. Die Geliebte ihres Bruders zeigte sich jedoch nirgends, und Helene dachte in Liebessachen zu human, um eine nähere Nachforschung nach Beiden zu halten. Etwas gelangweilt, ließ sie sich in einer blühenden Bohnenlaube nieder, und nach einer kleinen Weile vergebenen Harrens seufzte sie ungeduldig:

„Wäre nur wenigstens Franz Mathes in die-

ser Einsamkeit zugegen! Mein schwarzes Mieder sollte sich nicht über Mehlstaub beschweren, selbst wenn er diesen unnoblen Puder bis hieher nachtrüge!“

Dieser tiefe Liebesseufzer schien eine mächtige magnetische Kraft zu besitzen, denn kaum war er verhallt, als der Müller aus dem Walde trat, und mit einem Satze über die Gartenhecke und in der Bohnenlaube war.

„Herr du mein Jesus!“ schrie Helene laut auf, und „was will Er denn hier, Franz Mathes? Wer hat Ihm erlaubt? Welche Unanständigkeit! zankte sie, während der glühendste Freudenpurpur ihr Gesicht überzog, und von dem hübschen Nacken über die runden vollen Arme bis in die Fingerspitzen lief.

„Bei Ihr, herzliebes Helenchen, will ich sein,“ erwiderte er freudetrunken. „Ihr Bruder hat mir Botschaft gesandt, wo Sie heute zu treffen sei, — und da bin ich, — und bleibe, mit Verlaub!“

Er ließ sich neben ihr nieder, und umfaßte in glücklichem Liebesübermuthe ihre runde Taille.

„Ei so laß Er doch! Was fällt Ihm nur ein?“ maulte sie kokett und drehte ihr Köpfchen schmollend zur Seite.

Aber ihre weiche Taille war minder spröde, sie gab dem zärtlichen Drucke seines Armes nach und schmiegte sich an seine Seite. Auch ihr niedliches Gesichtchen fügte sich endlich dem bittenden Streicheln seiner Hand und wandte sich wieder nach ihm hin. Da sahen sie sich Aug' in Auge, — so nahe, — so glühend, — sie lachten sich an, — sie flüsterten sich zu: „Wie habe ich dich lieb,“ und die verrätherischen Lippen, welche solches gesprochen, verdammte ein langer, langer Kuß zu süßem Schweigen.

Christoph und Crescenz lugten Arm in Arm, Hand in Hand durch die grünen Ranken in die Laube, und sahen mit wonniger Freude hier den Widerschein ihres eignen Glückes.

„Ei seht doch, das spröde Helenchen!“ platzte endlich Christoph heraus und Beide sprangen in die Laube.

Helene fuhr aus der süßen Umarmung empor, ergriff die Hand der Freundin und zog sie mit sich fort. Sie verschwanden nach kurzem Flüstern im Hause.

„Warum verscheuchst du sie aus meinen Armen?“ zankte der Müller den Freund. „Es wird mir

selten so gut wie heute. Ich bin oft meines Lebens in der Altenmünster-Mühle ganz überdrüssig und lange halte ich's dort nicht mehr aus. Sagen die Alten nicht bald ja, lauf ich auf gut Glück in die Welt hinaus; irgendwo werd' ich's doch finden und dann muß sie aus dem vermaledeiten, vornehmen Hause heraus."

„Geht's mir denn viel besser?" tröstete Christoph, „droht mir auch just kein Fluch wie dir, so komme ich doch eben so wenig an das Ziel meiner Wünsche. Wir müssen Muth und Geduld haben, Müller, treue Liebe wird zuletzt doch noch belohnt. — Aber sieh, sieh, was die kleinen Hexen dort duckmäusern, da geht's zur Hinterthür aus und ein mit allerlei Dingen. Ha, was gilts? Eine Ueberraschung ist im Werke. Das hat Crescenz lieber Kopf ausgedacht, — sieh nur, Tisch und Stühle, Gläser und Teller schleppen sie dort an den Wald."

„Laßt uns helfen!" rief der Müller und wollte fort, allein sein Freund hielt ihn zurück.

„Laß sie machen! Laß sie allein machen! Es freut sie dann um so mehr, wenn sie Alles ohne uns hergerichtet haben. Ach, das giebt einen kost-

baren Nachmittag. Dort im Schatten des Waldes bei Liebe und Wein, — und einen tüchtigen Wildbraten hat meine Liebste auch sicher in Bereitschaft. Lustig, Müller! Stimme ein fröhlich Lied dazu an! Du bist gar nicht mehr wie sonst, als du den Nonnen deine munteren Weisen sangst, man meint fast gar, es fehle dir etwas, seit sie nicht mehr verstohlen nach dir schaun und mit dir lachen. Gesteh's nur! Sie sind ja alle fort, auseinandergestoben wie Spreu vor dem Winde. — Wenn ich nur wüßte, was aus der Klara geworden ist?" —

Bei dieser letzten Bemerkung zog eine Wolke über Christophs heiteres Gesicht; da trat Crescenz unter die Hausthüre, winkte bedeutungsvoll nach dem Walde und sprang dahin. Er ihr nach, — er wollte sie einholen und mit einem Kusse für ihre Heimlichkeiten bestrafen, doch sie war flinker als er. Vor ihm stand sie an dem kleinen Tische, und hielt ihm neckend ein gefülltes Glas entgegen, aber er schob es zur Seite und suchte ihren frischen Mund. Bald saßen sie unter fröhlichen Scherzen bei dem kleinen Mahle, und vergaßen in anmuthigem Genusse der Gegegenwart selbst heiße Wünsche,

Hoffnungen und alle Sorgen. Die Stunden flogen schnell wie Minuten dahin, die Sonne sank tiefer, die Schatten wurden länger und erquickender. Ueber die jenseitigen Hügel gleiteten die letzten Sonnenstrahlen und lachten noch mit den grünen Reben, deren feuriger Saft Christoph und den Müller immer heiterer stimmte, während hinter dem Walde drohende Wolken sich aufthürmten und das Blätterrauschen der Bäume ihre fröhlichen Lieder immer lauter begleitete. Vor ihnen lag die herrlichste Landschaft vom reinsten Himmel überwölbt, — es kümmerte sie wenig, was der dunkle Wald verbarg, dessen kühles Wehen ihre erhitzten Wangen wohlthuend fächelte.

Da sank die Sonne glühend roth hinter das Taunusgebirge. Es wurde plötzlich düster und der Wind tobte unheilverkündend um sie her. Helene sprang erschrocken auf, Crescenz mahnte in das Haus zu gehen, aber die glücklichen jungen Männer gehorchten nicht. Sie sahen keine Gefahr und hielten die bangenden Mädchen mit Liebesworten zurück, bis der Donner über ihnen krachte und Blitze sie umzuckten.

„Helf' uns Gott, der Allmächtige!“ stammelte Helene, sich bekreuzigend.

Crescenz raffte schnell die Sachen zusammen und drängte nach dem Hause, doch Helene deutete auf Christoph und den Müller und flüsterte der Freundin in's Ohr:

„Die aber lassen wir vor der Thüre. Das sind gefährliche Gesellen in dem einsamen Hause. Der Regen soll sie erst etwas abkühlen.“

Crescenz erwiderte nichts hierauf. Mit offenem, vertrauensvollem Blicke reichte sie Christoph die Hand und führte ihn in ihres Vaters Stube. Helene trippelte etwas zaghaft mit dem Müller nach.

Das Wetter brach mit großer Heftigkeit aus.

„Das ist ja gräulich auf dem Lande,“ meinte Helene und flüchtete in die dunkelste Ecke der Stube und hielt sich die Augen zu. Der Müller wollte ihr dabei helfen, aber sie wies ihn entschieden zurück.

Crescenz lehnte mit gefalteten Händen an Christoph und sah furchtlos in das gräuliche Wetter hinaus. Da schellte es heftig an der Hausthüre.

„Mein Vater!“ rief sie erbleichend, doch schnell gefaßt, eilte sie aufzumachen.

„Mon dieu! Könnten wir uns nur verstecken!" jammerte die kleine Zofe. „Aber in dem engen Bauer ist kein Schlupfwinkel zu finden, — und da stolpert der grimme Jäger schon der Thüre zu. Quel malheur!"

Crescenz trat mit ihrem Vater und Cato ein.

„Das sind Freunde von mir, Vater!" sagte sie mit einigem Erröthen, doch offenem Blicke. „Ich habe sie zu mir eingeladen. Wir saßen bei einem frohen Mahle am Walde drüben, bis das Gewitter kam; da hieß ich sie in's Haus treten. Man kann liebe Freunde bei Donner und Blitz doch nicht vor der Thüre stehen lassen."

„Nein, das kann man nicht," erwiderte der Jäger. Doch sein Ton war mürrisch und sein Auge ruhte mißtrauisch auf den jungen Männern.

Auch Cato schien durch ihre Anwesenheit nichts weniger als erfreut. In unangenehmem Schweigen ging er in der kleinen Stube auf und ab, und heftete von Zeit zu Zeit einen forschenden Blick auf Crescenz.

Die Stimmung in dem kleinen Kreise war höchst peinlich; Alle waren froh, als der Himmel sich aufhellte und Helene mit ihren Begleitern

Abschied nahm. Christoph und der Müller ruderten rüstig das Dreibördchen stromaufwärts, und landeten nach einigen Stunden in der großen Allee, die vom Schlosse an längs dem Ufer des Rheins hinlief. Der Müller brachte seine Geliebte bis an das Haus ihrer Herrin und Christoph fuhr nach der kleinen Insel, seiner Heimath, hinüber.

Crescenz suchte, nachdem ihre Freunde das Jägerhaus verlassen, den strafenden Blicken ihres Vaters und Cato's Nähe, welche sie beengte, zu entgehen. Sie schützte häusliche Geschäfte vor, und wollte eben das Zimmer verlassen, als Cato ihre Hände ergriff und sie zurückhielt.

„Bleibe, liebes Kind!" bat er freundlich. „Ich habe eine Bitte an dich, doch muß ich dir zuvor sagen, daß ich ein Freund deines Vaters und eingeweiht in viele Dinge bin, die mit seinem Hause zusammenhängen. Ich weiß, welchen geheimen Schatz du besitzest und habe Kenntniß, woher er stammt und was damit zusammenhängt, darum muß ich dich bitten, daß du jenes Kästchen holst, welches du einst aus den Flammen gezogen und so treu bewahrtest. Ich möchte, ja ich muß seinen Inhalt erforschen."

„Mit welchem Rechte, Herr?“ frug Crescenz überrascht.

„Es ist ein heiliges Recht, doch kann ich es dir nicht erklären,“ antwortete Cato und sein Auge flammte, allein in demselben Augenblicke senkte er es wieder und fuhr in sanftem Tone fort:

„Es giebt Dinge, liebes Kind, die man treu in der Brust bewahren muß. Was ich dir sagte, ist hinreichend, um dich zu überzeugen, daß ich nähere Kenntniß von jenen Personen habe, welche diese Papiere berühren, ja, ich will noch hinzufügen, daß ihr Inhalt auch für dich von großer Wichtigkeit werden kann, vielleicht bestimmend für deine ganze Zukunft.“

„Nimmermehr!“ entgegnete Crescenz. „Diese Papiere berühren mich und meine Zukunft nicht; die liegt allein in der Hand Gottes und dem guten Herzen meines Vaters. Was könnte das Eigenthum und die Geheimnisse Fremder damit gemein haben? Lassen wir die Papiere ruhen, Herr, bis jene Frau sie zurückbegehrt, welche sie meiner Mutter übergab.“

„Jene Frau ist schon lange todt,“ sagte Cato

mit solcher Wahrheit im Tone, daß Crescenz nicht daran zweifelte.

„Und das Kind — ihr Kind? Wo ist dieses? O, sagt es mir, wenn ihr Kenntniß davon habt?“ frug sie hastig.

„Das Kind, welches deine Mutter wie ihr eigenes liebte, lebt und um seinetwillen muß ich jene Papiere durchsehen.“

„Wer bürgt mir aber dafür, wenn ich sie Euch gebe,“ warf Crescenz schwankend ein, „daß Ihr nicht, so sie ein wichtiges Geheimniß enthalten, es mißbraucht?“

„Mein Wort,“ sagte Cato mit stolzem Ton und Blick.

„Und ich, dein Vater,“ setzte der Jäger eifrig hinzu. „Geh, mein Kind, und hole jene Lade. Vertraue sie ihm an, der mächtiger ist, als wir und so vieler Geschick mit fester Hand zu lenken weiß.“

Crescenz Auge ruhte auf Cato, dessen Gesicht den wohlwollendsten Ausdruck angenommen hatte. Dann trat sie zu ihrem Vater und sprach:

„Lege die Hand auf dein Herz, das gut und redlich ist, und sage, ob ich wirklich diesem Manne glauben und vertrauen darf?“

Cato zuckte kaum merklich zusammen, doch seine Züge blieben gleich freundlich.

„Was sprichst du, Crescenz?“ erwiderte der Jäger, ängstlich stotternd. „Ihm nicht vertrauen? Dem großen Cato?“

„Schweig!“ rief dieser. „Dein Kind wird thun, was du ihm sagst.“

„So gehe, Crescenz, gehe und hole jene Papiere. Es kann auch zu deinem Heile sein. Er muß sie lesen um jenes Kindes willen.“

„Ich will es thun, Vater, weil du es verlangst. Er soll die Papiere öffnen und lesen, aber dann gehören sie wieder mein. Aus der Hand gebe ich sie nur, wenn jenes Kind, das ich liebe, als wäre es meine Schwester, selbst kommt und sie zurückfordert. Hat er Kunde von ihm und weiß es nichts von diesem Schatze, so mag er es ihm sagen, und es soll zu uns kommen. Wollt Ihr dies,“ wandte sie sich mit leuchtendem Auge an Cato, so sollt Ihr Euern Willen haben.“

„Ich verspreche es dir. Doch gehe jetzt, geh und hole die Papiere.“

Crescenz ging und brachte nach wenigen Minuten das halbverbrannte Kästchen. Zögernd und

mit einer heiligen Scheu zog sie die so lange treu verwahrten Papiere heraus und reichte sie Cato hin.

„Da nehmt!“ sprach sie zitternd.

Gierig griff er darnach und ein böser Blick seines grauen Auges fiel stechend darauf. Das Mädchen erbebte, krampfhaft schloß sich ihre Hand um das theure Gut und erbleichend stotterte sie:

„Ich sollte wohl nicht, — nein, ich will sie Euch nicht geben.“

Sie wollte ihre Hand zurückziehen, doch Cato hielt sie fest und suchte sie gewaltsam von den Papieren zu lösen.

„Hilf, Vater,“ rief sie entsetzt. Er raubt mir das Eigenthum Anderer. Laß Er es nicht zu, Vater, — ich traue ihm nicht, seine Auge ist falsch.“

Aber der Jäger umfaßte, auf einen gebietenden Wink Catos, die Sträubende und bald hatte dieser ihrem gefesselten Arme die Papiere entwendet.

„Bringe sie hinweg,“ befahl er ihrem Vater, der sie mit überlegener Stärke, gegen die sie sich auch nicht mehr sträubte, zur Thüre hinausschob und diese verschloß.

Cato blieb allein zurück. Der Jäger ging in

seine Schlafkammer und Crescenz sank weinend und im Innersten empört auf eine Bank vor dem Hause nieder. Eine heftige Unruhe bemächtigte sich ihrer, der sich alsbald Sehnsucht nach Christoph zugesellte. Das liebende Herz glaubte bei dem Geliebten Trost und Hülfe finden zu können. Schnell trocknete sie ihre Thränen und schlich hinauf unter das Dach des Hauses, dort klopfte sie an eine kleine Thür, worauf diese sich sogleich öffnete und ein plumper Bursche zum Vorschein kam.

„Was will die Crescenz in der Nacht?“ frug er mit freundlichem doch blödsinnigem Lachen.“

„Der Peter soll fort, — sogleich,“ — sagte sie leise, „weit fort, dahin, wo Christoph auf dem Wasser wohnt, dann pfeift der Peter und sagt dem Christoph, sobald er ihn sieht, die Crescenz wartet drunten am Wasser. Jetzt lauf Peter; der Christoph soll da sein, wenn die Sonne aufgeht.“

Der Bursche lachte verschmitzt, wie man es häufig bei Halbblödsinnigen findet, wenn sie etwas recht zu verstehen glauben.

„Der Peter lauft schnell,“ sagte er. „Der Christoph kommt bald.“

Er schlich sich vorsichtig zum Hause hinaus, aber draußen lief er mit ungeheurer Geschwindigkeit davon. Crescenz fühlte sich etwas erleichtert bei dem Gedanken, Christoph bald ihr Leid und ihre Angst klagen zu können. Sie machte allerlei Pläne, wie sie mit seiner Hülfe sich wieder in den Besitz der Papiere setzen könne, und war noch bei dem ersten Grauen des Tages damit beschäftigt, als sie ein leichtes Geräusch in dem Hause vernahm, und bald darauf Cato in Begleitung ihres Vaters hinausgehen sah. Sie ging ihnen in einiger Entfernung nach und bemerkte, daß sie eine Strecke unterhalb des Jägerhauses in einen Nachen stiegen, den der Strom abwärts trieb. In unbeschreiblicher Bangigkeit sah sie ihn bei einer Biegung des Stromes verschwinden, und wandte sich recht trostlos zur Rückkehr.

Am östlichen Horizonte kündete eben glühendes Roth den Aufgang der Sonne an. Langsam und majestätig tauchte die goldene Kugel aus den unendlichen Räumen des Aethers empor, und als ihr erster leuchtender Gruß der Erde zurief: „es tagt,“ da zitterte ein geheimnißvolles Leben, gleich heiligen Schauern des Dankes, der Freude und An-

dacht, durch die ganze Natur und bewegte die Thautropfen der Blumen und Gräser wie das erste Trillern der erwachenden Lerche. Auch in Crescenz feuchten Augen erzitterte die Thräne und rollte über ihre rosigen Wangen. Klar hing sich ihr Blick an den Himmel und suchte dann muthiger die schöne Erde wieder, die nach der dunkeln Nacht in frischer Morgenhoffnung vor ihr lag, und sieh, dort in der Ferne, in dem Geglitzer der ersten Sonnenstrahlen, nahte das kleine Fahrzeug ihres Geliebten. Von Liebesfreude durchdrungen, sank sie auf die Knie und hob dankerfüllt ihre Hände zum Himmel empor.

5.

In einer der langen Straßen, welche von dem Garten aus, der damals das Churfürstliche Schloß von der Stadt trennte, durch die ganze Breite derselben hinliefen, sah man viele ansehnliche Häuser, welche theils dem Adel, theils den höheren Hofbeamten gehörten. Eines davon zeichnete sich durch seine Zierlichkeit vor allen anderen aus. Grüne Jalou-

sien hoben angenehm seinen hellen Anstrich und prächtige Blumen, von grünen Schlingpflanzen umrankt, die seine Fenster schmückten, gaben ihm ein ungemein heiteres und dabei elegantes Aussehen.

Dieses Haus bewohnte Frau von Ferret, eine junge Wittwe, welche wir bereits als Rivalin der Frau von Coudenhoven kennen. Sie war seit ihrem Erscheinen am Hofe Friedrich Carls, als eine lustige Dame von freien Sitten bekannt, allein ihrer Jugend und Schönheit wurde vieles vergeben, und besonders die Männer entschuldigten sehr nachsichtig ihr Benehmen durch eine unpassende Heirath, welche sie in früherer Jugend schließen mußte. Ihr alter Gemahl hatte übrigens die Gefälligkeit, sich bald zur ewigen Ruhe niederzulegen, und die junge Wittwe, nachdem sie ein anständiges Trauerjahr verbracht, freute sich ihres Lebens wie zuvor. Der Leumund wußte gar manches pikante Abentheuer von ihr zu erzählen, doch ein solches nie mit Bestimmtheit nachzuweisen, und verlor häufig den Leitfaden seiner Muthmaßungen, welche wohl mitunter, wie solches zu geschehen pflegt, boshafte Erfindungen sein mochten. Frau von Ferret kümmerte sich übrigens wenig

darum, sie vertrieb sich nach wie vor die Langeweile des Lebens mit Tanz und Spiel, Lustpartien zu Pferd und zu Wagen, kokettirte mit Alt und Jung, ließ sich anbeten und auch lieben, wie es ihr gerade gefiel. Diese reizende Dame bot manches Jahr Stoff zu den verschiedensten Gerüchten, bis diese ihren Culminationspunkt in der besonderen Aufmerksamkeit des Churfürsten fanden. Man war allgemein der Ansicht, daß die junge, schöne Wittwe die alternde Generalin vom Hofe verdrängen werde. Aber mit einemmal schien Frau von Ferret in Ungnade gefallen, und die Welt setzte dieses mit einer abstoßenden Kälte des Fürsten gegen seinen ersten Kammerherrn in Verbindung, welcher, wie man sich ins Ohr flüsterte, von der schönen Frau leidenschaftlich geliebt werde und in ganz intimem Verhältnisse mit ihr stehe.

Herr von H— kam nur noch an den Hof, wenn sein Dienst es durchaus erforderte, und Frau von Ferret sah man nur bei großen Festlichkeiten noch dort. Die schöne Frau zog sich überhaupt von dieser Zeit an auffallend zurück, und was der Welt das Auffallendste von Allem war, sie befreundete sich mit der sehr bigotten Gemahlin des

Kammerherrn, besuchte immer häufiger deren fromme Zirkel und führte nach und nach in ihrem eignen Hause einen frömmelnden Ton ein. Die freundliche Annäherung solcher Extreme war interessant und wurde längere Zeit eine Quelle der Unterhaltung, aber wie Alles, was länger andauert, zur Gewohnheit wird und dadurch jeden pikanten Reiz verliert, so wurden auch die frommen Zirkel und die intime Freundschaft dieser beiden Damen dem Alltäglichen überantwortet und fast gänzlich vergessen. Selbst daß Frau von Ferret sich häufig auf dem Landgute des Kammerherrn aufhielt, mit seiner Gattin fromme Wallfahrten in ein nahe gelegenes Kloster unternahm und dort oft mehrere Tage verweilte, fiel nicht besonders auf.

Die fromme Frau von H— fand bald großes Wohlgefallen an der büßenden Magdalene, — ihr Gemahl führte Frau von Ferret als eine solche bei ihr ein und glaubte die Weltdame ganz für den Himmel gewinnen zu können. Sie wurde darin noch bestärkt durch die leidenschaftliche Neigung, welche die reuige Sünderin für ein ihrem Landgute nahes Kloster zeigte, was nach einiger Zeit sogar die Hoffnung in ihr erweckte, dieselbe noch

mit dem Schleier gänzlicher Weltentsagung schmücken zu dürfen. Als Frau von Ferret eines Tages von ihrer Wanderung in das Kloster nicht mehr zu ihr zurückkehrte, war sie überzeugt, diese sei in heiligen Eifer der Welt schon entflohen. Doch die Nachricht, welche ihr überbracht wurde: Frau von Ferret habe sich in dringenden Geschäften unmittelbar aus den heiligen Mauern nach Mainz verfügt, — zerstörte recht unangenehm ihren frommen Wahn.

Kaum in der Stadt angekommen, ließ die schöne Wittwe sogleich Herrn von H— zu sich rufen. Mit funkelnden Augen und glühenden Wangen stürzte sie ihm entgegen, warf sich ungestüm an seinen Hals und rief:

„Es ist gelungen, theurer Karl. Ich fand sie wirklich in jenem Kloster und gewann ihr Vertrauen. Sie verbindet sich mit uns, ja mehr noch, sie wird die Trägerin der That, auf ihr Gewissen fällt sie nun allein. Seit Jahren brütet sie am Lager einer kranken Nonne darüber nach, wie jener Fluch, den sie heilig nennt, sich erfüllen könne. Als ich ihr Mißtrauen überwunden, sah sie in mir ein von Gott gesandtes Werkzeug ihrer und der hei-

ligen Bilehildis Rache. Sie hat sich so ganz in jene merkwürdige Fluchurkunde versenkt, daß sie sich oft identisch mit der heiligen Verfasserin jener wähnt; ihr tägliches Gebet fleht um Erfüllung und all ihr Sinnen und Trachten strebt darnach, der ungläubigen Welt zu beweisen, daß der Spruch einer Heiligen sich erfüllen müsse, wenn auch Gewalt ihre Werke zerstören könne."

„Die Menge wird nur zu sehr daran glauben," höhnte der Kammerherr, „denn das Wunderbare, dem dunkle Schauer ankleben, findet die meisten Nachbeter. Noch steht der Geist dahingegangener Jahrhunderte mit seinem Aberglauben und seiner Beschränkheit da, als eine stark gerüstete Macht gegen das Licht der Aufklärung und die Waffen der Wissenschaft. Uns reicht er die Hand, ihn zu verderben, ihn, der unüberlegt in eitler Selbstüberschätzung es wagte, diesem Geist vorzugreifen. Er falle als ein Opfer seiner Ueberhebung über eine Macht, die allein ihn halten konnte. Wir befriedigen dadurch zugleich unsere eigene Rache und erwerben uns den Dank Jener, die seine Schritte verdammen, gegen die er sich in frechem Uebermuthe auflehnt. Friedrich Carl sterbe! Roms Einfluß er-

wähle einen neuen Regenten des mainzer Churthums. Mit ihm stürzt der schlaue Staatsrath, unser Gegner, und der neue Stern soll uns zu sich emporziehen."

„Aber Bilehildis Fluch lautet anders," wandte Frau von Ferret ein. „Er verheißt, daß der Zerstörer des von ihr gegründeten Heiligthums bis in das späte Greisenalter ein sieches Leben hinschleppen soll, und nicht anders soll es geschehen, will die Verkünderin desselben. Weiter darfst du auch nicht gehen, — es könnte gefährlich für dich werden!"

„Der Fluch lautet aber auch: landesflüchtig soll er werden!" entgegnete der Kammerherr. „So flüchte er denn in den Himmel oder in die Hölle! — Ob so oder anders sich der Fluch erfülle, — ich wette, das Volk giebt ihm schon seine richtige Deutung. Doch sprich, wo ist das Mittel dazu? Jenes Weib, das den Fluch der Heiligen so schnell an dem Verkünder der päbstlichen Bulle, welche Kaiser Joseph Clemens IV. abzutrotzen wußte, in Erfüllung gehen ließ, muß es besitzen. Wird sie uns aber so vertrauen, um es in unsere Hand zu legen? — Sprich, Amalie, wird sie?"

„Sie wird," antwortete erbleichend die schöne Frau. „Ich habe Alles erreicht, nach dem du seit Jahren trachtest. Was thäte ich nicht, deine Wünsche zu erfüllen, um dadurch mir deine Liebe zu erhalten. Doch du bleibst kalt gegen mich, Karl; du bist es, seit mirs nicht gelang, über die Generalin zu triumphiren, nicht gelang, den alternden Fürsten an mich zu fesseln und ihn damit abhängig von dir zu machen. Ich mußte die Schmach ertragen, abgewiesen zu werden, und das noch tiefer Schmerzende erfahren, deine heiße Liebe erkalten zu sehen!"

Zu was dies jetzt?" unterbrach er sie ungeduldig. „Jetzt, wo so viel Wichtigeres uns beschäftigt?"

„Dich, ja dich! Dir ist Alles wichtiger als meine Liebe, — während diese mich verzehrt, — nur sie trieb mich, zu thun, was ich that; — du solltest mir nun lohnen, Karl, mir deine Liebe, deine volle Liebe wieder zeigen, wie einst." Sie hing sich an ihn und flüsterte: „Hier in meinem Busen hab ich es verborgen — das Mittel zu seinem Untergange; aber du mußt mir geloben, vorsichtig damit zu verfahren. Räche dich und mich, — doch

lasse ihr die That. Nur Bilhildis Fluch sei erfüllt, dann bleibt unser Gewissen frei von Schuld, wir können lachend ihn verfallen sehen, ihn, der uns verschmähte."

„O, über die Schlangenlist des Weibes:" höhnte der Kammerherr. „Wahrlich, das heißt das Gewissen fein bethören. Mit dem Gift für ihn im Busen, suchst du dich frei von Schuld zu lügen? Mache dir meinethalben die Sache zurecht wie du willst, nur gieb mir die Mittel zur That und sage mir, was die heilige Rächerin zu dir sprach."

Frau von Ferret zog ein kleines Fläschchen aus dem Busen, und reichte es ihm mit den zitternden Worten:

„Hier, nimm, — drei Tropfen heute, nach einem Mond wieder und so fort, bis es geleert, dann wird Bilhildis Verheißung sich erfüllen."

Der Kammerherr ergriff die Phiole und hielt sie gegen das Licht.

„Klar wie Wasser," murmelte er, sie kalt betrachtend. „Drei Tropfen, sagtest du? — Ich aber meine, in dreimal das Fläschchen geleert, wäre besser. Er soll sterben in den Tagen seiner offe-

nen Empörung gegen Rom. Er ist das Haupt dieser kirchlichen Revolution. Er falle, — dann fällt auch sie zusammen. Schrecken und Wahn bieten sich dabei die Hände, — das Volk zittert vor den Strafen des Himmels und den Sprüchen seiner Heiligen, die nach einem Jahrtausend ihre Kraft noch bewähren."

„Was kümmert uns aber dies?" frug fast unwillig die schöne Dame. „Was kümmert mich Rom, die Flüche der Heiligen und der Wahn des Volkes! Ich dachte nur an dich und mich, als ich that, was du wolltest, und nicht müde wurde, deinen Wünschen nachzukommen. Ich hasse ihn, den du verderben willst, weil er mich verletzte, so tief, wie nur ein Weib verletzt werden kann, — ich sah mich dadurch selbst in deinen Augen erniedrigt, vor dir gedemüthigt, verhöhnt, — vor dir, den ich mit wahnsinniger Leidenschaft liebe, — und ich schwor, mich zu rächen an ihm. Du zeigtest mir den Weg dazu, ich ging ihn, an seinem Ziele sah ich die Rache, deine Dankbarkeit und deine Liebe. Jetzt hast du, was du bedarfst, doch du bleibst kalt, stößt mich rauh zurück und ich schaudre vor der That, wie du sie be-

absichtigest. So meinte ich es nicht, — keinen Mord, Carl, keinen schnellen Tod! —

„Du gutes Herz!“ unterbrach er sie spöttisch. „Langsam nur willst du ihn quälen, und dich freuen, wenn er leidet und wenn seine Leiden deiner glücklichen Nebenbuhlerin schlimme Tage bereiten, — und dann die ganze Sünde auf das Haupt einer Heiligen wälzen. Der Plan ist eines Weibes würdig, — ich aber denke ihn etwas kühner auszuführen. Die Welt soll Bilhildis Fluch in Friedrich Carls Dahinscheiden erblicken. — Ob er nun schneller oder langsamer — landesflüchtig wird, — das ist für den Aberglauben am Ende dasselbe, — doch für mich nicht. Aus seinem Sarge soll meine Macht emporwachsen!“

„Und ich? Was wird mir für Alles, was ich that?“ frug die Dame mit Leidenschaft.

„Du hast vielleicht mehr Glück bei dem künftigen Herrscher,“ warf er verächtlich hin.

„O wie abscheulich!“ brauste sie auf. „That ich denn nicht Alles nur um deinetwillen?“ Seit wir uns lieben, lebte ich nur für dich. War es nicht dein Wille, daß ich Frau von Coudenhoven verdrängen sollte? — Führte er mich nicht an

die Seite deiner langweiligen Gattin, — und in jenes Kloster?"

„Du hast dich klug und fein benommen, Amalie," erwiderte er freundlicher. „Wir zusammen können noch Manches vollbringen, — doch eins mußt du unterdrücken, dein leidenschaftliches Gebahren. Die Zeit ist längst vorüber, wo Liebesleidenschaft uns unterhalten könnte; solches Glück erfreut nur auf kurze Zeit, — es überlebt sich bald. Kommt einmal eine zärtliche Stimmung wieder, gut, — so freuen wir uns ihrer, — aber immer nur von Liebe zu sprechen, Bitten, Klagen, Seufzer zu hören! — Ich bitte dich, Amalie, das ist ja unerträglich."

Frau von Ferret zitterte und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. Er löste dieselben von ihren schönen Augen, welche vor Zorn und Schmerz weinten, und sah sie eine Weile prüfend an.

„Du bist noch sehr reizend," sagte er dann im Tone eines Kritikers; „schön genug um Liebe zu erwecken. Schone diese Reize, sie werden deiner Eitelkeit und deinem Temperamente noch manche glückliche Stunde bringen; hänge dich nicht so eigensinnig an die Grille, nur in meiner Liebe Glück zu finden. Du mußt doch begreifen, daß

ich, mit Bilhildis Rache beschäftigt, nicht an Liebesfreuden denken mag. Kehre jetzt zu meiner Gattin zurück, — bleibt auf dem Lande, bis ich euch hieher rufe, einstweilen lebe fort wie seither. Wenn diese Phiole geleert sein wird, — in kurzer Zeit, — wirst auch du wieder eine andere Stellung und einen andern Wirkungskreis, der dir mehr zusagt, einnehmen. Alle, die wir hassen, stürzen mit ihm und wir steigen empor. Wir werden dann die Ersten sein, du durch deine Schönheit, ich —"

„O schweig!" rief sie heftig. „Was soll mir das, da du mich nicht mehr liebst, nicht lieben willst, da ich —"

Er unterbrach diesen leidenschaftlichen Ausbruch und sagte schnell:

„Ich muß dich verlassen; der Dienst ruft mich zu dem Fürsten."

„Heute?" frug sie gespannt, „heute? Und weßhalb gerade heute?"

„Heute," antwortete er flüchtig, „ist Verlobungsfest im Hause der Baroneß Bettenhoven. Der Churfürst wird dabei sein."

„Ah, das hat der Staatsrath zu Stande gebracht! „rief die Dame. „Er liebt die Gräfin,

ich täusche mich nicht. Der schlaue Pfaffe will ihr Hausfreund werden."

„Auch dieser Plan kann noch scheitern, wenn der Churfürst — doch lebe wohl, Amalie, mein Amt ruft mich. Es ist heute ein glücklicher Tag! Der Mundschenk füllt den goldenen Pokal des Fürsten, ich habe die Ehre denselben zu überreichen, — und denke dies zu nützen, wenn es möglich ist."

„Du willst jetzt schon, — heute schon?" rief bebend Frau von Ferret.

„Ich werde thun, was möglich ist, — der Churfürst wird den goldenen Pokal auf das Wohl des Brautpaares leeren! Ist das nicht pikant? —

„O mein Gott!" stammelte die schöne Dame und hing sich an den Arm des Kammerherrn, indem sie krampfhaft herausstieß: „Bleibe, — gehe nicht, — thue es nicht, Carl! Die That ist doch zu gräßlich! Lade keinen Mord auf deine Seele. Drei Tropfen nur, sagte jenes Rachegespenst, — hörst du nicht? mehr! es ist auch genug — und so ist es gut, Carl. Denke nicht weiter. Lasse die gehässigen Pläne schwinden, sie werden dich nicht glücklich machen. Ach, nur die Liebe beglückt! Könntest du mich lieben, wie ich dich liebe."

Sie gleitete an ihm nieder und wollte seine Knie umfassen, er aber stieß sie rauh hinweg und ging ohne Lebewohl.

Sie war allein, lag zusammengesunken auf dem bunten Teppich, der den Boden ihres reichgeschmückten Boudoirs bedeckte. Die Leidenschaft, der sie sich für Herrn v. H. hingab und die er früher getheilt, hatte sie zu einem willenlosen Werkzeuge seiner Hand gemacht. Ihre unbedingte Hingebung erkältete ihn, aber er hielt die liebeglühende Frau fest, weil er sie gebrauchen konnte. Er spekulirte mit ihrer Schönheit und Frivolität, und benutzte ihre Leidenschaft für seine Pläne. Mit kecker Ueberlegenheit suchte er sie gänzlich abhängig von sich zu machen, durch berechnete Kälte sie zu schrecken und zugleich zu reizen, und sie so in ängstlicher Spannung und Willfährigkeit zu erhalten. Heute jedoch, wo sie auf seinen unbegrenzten Dank und glückliche Stunden gehofft, und sich nun so kalt von ihm behandelt sah, ganz ausschließend nur mit einem Plane beschäftigt, der zu schneller That sich umgestalten sollte, empfand sie plötzlich ein Grauen vor ihm und eine unheimliche Angst über ihr seitheriges Thun. So lange das beabsichtigte Ver-

brechen sie nur als ein Plan unterhielt, glaubte ihre verletzte Eitelkeit, die von Leidenschaft und Liebeswünschen unterstützt wurde, ein gewisses Recht dazu zu haben; wie die That aber, durch sie befördert, herannahte, suchte ihr erwachendes Gewissen diese zu verkleinern und von sich abzuwälzen. Der Kammerherr beging den Fehler, daß er sie nicht darin bestärkte und mit einem Liebesrausche betäubte, statt sie durch Kälte zu verwunden und dadurch zum Nachdenken zu reizen. Er war seines Uebergewichtes über sie allzu sicher, auch machte es ihm Freude, seit seine Leidenschaft verflogen war, sie zu quälen.

Die einst so lustige Dame preßte, nachdem er sie verlassen, in Wuth und Schmerz ihr schönes Gesicht auf den blumigten Teppich und weinte verzweiflungsvolle Thränen.

„Ich will nicht mehr, — will ihm nicht mehr leben!" rief sie aufspringend. „Nicht mehr mich an ihn gebunden fühlen. Es soll wieder werden, wie es war, ehe er mich an sich fesselte mit seiner dämonischen Liebe! Es ist, als ob er einen geheimen Zauber besäße, denn er kann aus mir machen, was er will. Er machte mich zur Heuch-

lerin, zur Sünderin, zur Verbrecherin, — ich that Alles, was er wollte, — und doch keine Liebe dafür, — nichts als Kälte und Spott. Bin ich denn nicht mehr schön, nicht mehr liebeswerth? O, fort mit ihm, — ich will mich freuen wie ehedem!"

Sie riß die Bänder und Perlen aus den Haaren und eilte in ihr Ankleidezimmer. Nach kurzer Zeit kehrte sie in der Tracht eines Studenten zurück. Noch einen flüchtigen Blick in den Spiegel und sie war aus dem Hause.

In ihren lustigen Tagen hatte sie oft in dieser Verkleidung leichten Abentheuern nachgejagt, heute war sie sich nur bewußt, daß sie frei, ungehindert, ungebunden umherschweifen wolle. Sie irrte bei der beginnenden Dämmerung bald mit rasender Eile, bald mit schleppenden Schritten durch die Stadt. Sie suchte die engsten und dunkelsten Gassen auf, doch achtete sie sonst wenig darauf, wohin ihr Weg sie führe. Als sie um die Ecke einer alten Mauer bog, strömte Lichterglanz ihr entgegen. Er drang aus dem Hause der Baronesse Bettenhoven.

„Ach, hier wird das Verlobungsfest gefeiert!"

murmelte sie, und suchte einen schattigen Versteck an den winkligen Häusern gegenüber. Wilde und ängstliche Gedanken hielten sie hier fest. Schwerfällige Karossen rollten langsam durch die enge Straße und hielten vor dem hellerleuchteten Hause. Frau von Ferret starrte regungslos auf sie hin. Sie dachte an den Churfürsten und den goldenen Pokal, den der Kammerherr ihm zu reichen hatte, — da störte ein tiefer Seufzer sie auf, der dicht neben ihr ausgestoßen wurde. Eine männliche, schlanke Gestalt hatte, gleich ihr, den bergenden Schatten aufgesucht, doch ohne sie zu bemerken, wie es schien, denn er wandte den Blick nicht nach ihr hin, sondern sah unverwandt zu den erleuchteten Fenstern empor. Frau von Ferret erkannte nach einer kurzen, aufmerksamen Betrachtung in ihrem Nachbar Michael von Euben. Schadenfreude durchdrang sie bei seinem Anblicke, denn, obgleich sie ihn früher nicht genauer beobachtet hatte, war ihr doch das Interesse nicht entgangen, das er an Charlotte nahm. Es freute sie, in ihrer jetzigen Stimmung ein verschmähtes Herz sich nahe zu wissen, und sie gönnte dem jungen Mann einen Schmerz, der auch ihr Inneres zerriß. Eine Weile

blieb sie schweigend an seiner Seite, dann ergriff sie seine Hand und sagte:

„Um Vergebung, mein Herr! Ich glaube, wir sind Schicksalsgefährten; lassen Sie uns mit einander bekannt werden.“

„Wer sind Sie?“ frug Michael unangenehm überrascht.

„Ein armer Student, dessen sehnsüchtiges Herz dort oben bei dem Verlobungsfeste weilt. Ach, ein heiteres Verlobungsfest! Nicht wahr, schöner Herr? Ja, so werden die Ehen am Hofe Friedrich Carls geschlossen. Wissen Sie denn auch, wer diese ungleiche Heirath zu Stande gebracht hat?“

„Ohne Zweifel die Baronesse und der Churfürst.“

„O, nein, diese beiden sind ziemlich unschuldig daran. Der schlaue Freund der schönen Gräfin hat es mit der Maitresse des Churfürsten so abgekartet, er denkt wohl, der geistliche Staatsrath, sich zum Hausfreund der jungen Gräfin Ehrthal zu erheben und die Generalin hat, Gott weiß welche Zwecke damit erreicht.“

„Mein Herr, Sie reden Dinge, die Sie nicht vertreten können und ich nicht anhören mag,“ er-

widerte Michael entrüstet und wollte sich abwenden, doch Frau von Ferret hielt seine Hand fest und sagte lachend:

„Gemach, mein Freund. Was ärgern Sie diese Dinge, — und was sind sie am Ende mehr, als eine ganz gewöhnliche Hofgeschichte, die wohl auch in andern Kreisen zu finden ist. Das Pikante an dieser Sache ist nur, daß der Churfürst und der Chevalier von dem klugen Staatsrath und der schönen Maitresse zum Narren gehalten werden."

„Mein Herr!" rief Michael heftig. „Sie gehen zu weit, — Sie sind ein Unverschämter! Schweigen Sie, oder — —"

„Oder — Sie lassen mich wohl gar arretiren?" rief Frau von Ferret mit wilder Lustigkeit. „Mein Himmel, was alterirt Sie denn so sehr? Solche Affairen werden ja überall öffentlich verhandelt. Und weshalb auch nicht? Es gibt noch pikantere Geschichten. Wissen Sie denn nicht, daß der Churfürst selbst die schöne Frau von Coudenhoven einst ihrem Manne abkaufte, ihn dann zum General machte und für immer auf Urlaub schickte. Und hat er nicht eben ein Kind der Liebe bei sich, — den Sohn irgend einer Abentheurerin?"

Michael entriß seine Hand Frau von Ferret, stieß sie heftig zurück und rief:

„Sie sind ein schamloser Verläumder, ich verachte Sie!“

Ein Lichtstrahl fiel in diesem Augenblick auf Beide. Frau von Ferret verbarg schnell ihr Gesicht. Michael warf einen verächtlichen Blick auf den kleinen Mann und verließ die enge Gasse.

Gleich nachher fuhr ein Wagen vor dem hellbeleuchteten Hause an. Frau von Ferret erkannte ihn und bebte zusammen. Der Kammerherr stieg aus; die Orden auf seiner Brust funkelten im Lichterglanze der auf sie fiel, und sein dunkles Auge glühte noch tiefer als sonst.

„Halt!“ athmete Frau von Ferret auf. „Halt! Thue es nicht!“ sprach sie lauter, aber ihre Stimme verlor sich in der fröhlichen Musik, welche eben in dem bräutlichen Hause erschallte, und der Kammerherr trat in dasselbe ein.

„Halt! Halt!“ bebte es noch einmal von ihren Lippen, doch schon verschwand er auf der breiten Wendeltreppe, und in der engen Gasse wurde es lebendig. Läufer und Heiducken jagten der goldverzierten Karosse voran, welche von sechs Schim-

meln gezogen, majestätisch daher rollte. Reich galonirte Bediente breiteten blumendurchwirkte Teppiche aus, damit der rauhe Boden des hohen Herrn Fuß nicht berühre. Friedrich Carl stieg aus. Sein Gesicht strahlte freudig und mit festen, stolzen Schritten betrat er das Haus der Baronesse.

Frau von Ferret streckte unwillkürlich die Arme ihm nach und rief abermals: „Halt! halt!“ aber es war ein leiser, gepreßter Ton, der zwischen den alten Häusern verhallte. Eine namenlose Angst überfiel sie; ihre Phantasie, im Bunde mit dem mahnenden Gewissen, führte ihr mit Blitzesschnelle blutige Schreckgestalten vor die Seele und wie von Furien gejagt, stürzte sie von dannen. Erst auf einem freien Platze, zunächst dem Dome, kam sie wieder zu einiger Besinnung, aber auch diese war nicht geeignet, ihre Aufregung zu beseitigen; je deutlicher sie sich vergegenwärtigte, was beschlossen war und vielleicht schon in diesem Momente geschah, desto stärker pochte das Gewissen bei ihr an und der Gedanke, daß der Trank, zu dessen unheilvoller Mischung sie so geschäftig die Hand geboten, ein schnell tödtender werden könne, erfüllte sie mit einem Grauen, das bisher ihre Liebesleidenschaft

nicht zugelassen und ihr Leichtsinn überwunden hatte. Selbst die Möglichkeit einer Entdeckung drängte sich ihr jetzt auf und erfüllte sie mit nie gekannter Furcht. — Vor ihr erhob sich die gigantische Masse des Doms in ernster Majestät, der volle Mond stand hoch über dem gethürmten Tempel und warf sein heilig stilles Licht darüber hin. Schaudernd sah die geängstigte Sünderin zu dem Gotteshause empor. Der silberne Ton der Marienglocke schlug eben die zehnte Stunde. Jeder Schlag erweckte in ihrer Brust einen schmerzlich stechenden Nachklang und von Angst und Reue ergriffen, sank sie vor dem Portale der Kirche nieder und hob, nicht mehr überlegend was sie that, laut schluchzend die Hände zum Himmel empor. Da frug dicht neben ihr eine bekannte Stimme voll mitleidiger Theilnahme:

„Was ist dir, Armer?“

Ihr Haupt beugte sich bei dieser Frage tief hinab, so tief, daß ihr Gesicht beinahe die kalte steinerne Staffel berührte.

„Rette ihn!“ murmelte sie dumpf. „Man trachtet ihm nach dem Leben!“

„Wem, Unglücklicher? Was willst du damit

sagen?" frug Michael. Er war es, der neben der Zusammengesunkenen stand.

„Dem Churfürsten droht Gefahr!" murmelte sie noch dumpfer. „In diesem Augenblicke. Eile, rette ihn."

„Mein Gott, sprich deutlicher!" drängte Michael und faßte Frau von Ferret heftig an, bemüht, sie emporzurichten.

„Lasse, laß mich!" flehte sie. „Eile, rufe ihn vom Feste hinweg — er soll — er muß es verlassen."

Die Stimme versagte ihr den Dienst.

Michael riß sie mit einer kräftigen Bewegung empor und rief von Angst gequält:

„Welche Gefahr droht dem Fürsten? Sag' die Wahrheit, — komm mit!"

Er versuchte sie mit sich fortzuführen, aber sie klammerte sich krampfhaft an den eisernen Ring der Kirchenpforte und stieß die Worte hervor:

„Geh, lasse mich — du tödtest mich — verliere keine Zeit — fort — fort, ehe es zu spät ist!"

Er ließ sie los und eilte, von unbeschreiblicher Angst getrieben, von dannen. Sie sank mit einem schmerzlichen Aufschrei ohnmächtig nieder, allein

ihr Bewußtsein kehrte bald zurück; doch war sie so erschöpft, daß sie kaum ihre Wohnung zu erreichen vermochte. Dort angelangt, verfiel sie in einen heftigen Fieberzustand.

Michael kam inzwischen ganz athemlos an das hellbeleuchtete Haus in der engen Gasse. Musik und fröhliche Stimmen schallten ihm daraus entgegen, bunte Lakaien mit übermüthigen Gesichtern bewachten den Eingang und sahen voll Befremdung auf den bleichen jungen Mann, dessen Kleidung und Stimmung ihnen durchaus nicht zu dem Feste zu passen schienen. Sie stellten sich ihm mit einigen vorwitzigen Fragen entgegen, doch Michael drängte sie stolz zur Seite und sie wagten, trotz seinem verstörten Aussehen nicht den bevorzugten Schützling des Churfürsten, den man allgemein für seinen Sohn hielt, aufzuhalten. Halbschwindelnd gelangte er die blumenverzierte Treppe hinauf, — es lag auf ihm wie ein wirrer, wüster Traum, den der Gedanke schreckhaft durchzitterte: ihm drohet Gefahr — ihm, deinem Beschützer, ihm, den die Welt deinen Vater nennt. Dieselbe Stimme hatte ihm beides zugerufen, — es hatte sein Innerstes

erschüttert, betäubt, ihn fortgerissen, — doch plötzlich stand er zweifelnd da.

Er befand sich auf dem Corridor, der heute einem zierlichen Garten glich. Die Flügelthüren, welche nach dem Saale führten, waren geöffnet. Charlotte saß dort an der prunkenden Tafel neben dem alten Bräutigam; ihr zur Seite der Churfürst und gegenüber der Staatsrath mit seinem ewig freundlichen Gesichte. Alles Andere verschwamm vor seinen Blicken in ein buntes Geflimmer. Wo aber war die Gefahr, welche hier dem Churfürsten drohen konnte? Befand er sich nicht im Kreise seiner Freunde? Saß nicht ein Engel an seiner Seite? Wer konnte ihm hier etwas anhaben, in dieser Umgebung, in diesem Hause? — Von Angst, Zweifel und Unschlüssigkeit erschöpft, verbarg sich Michael zwischen einer Gruppe Orangenbäume; doch sein Blick stahl sich hindurch und blieb auf Charlotte und dem Fürsten haften. —

Der Kammerherr v. H. trat jetzt mit einem goldenen Pokal hinter den Stuhl Friedrich Carls Der Mundschenk füllte ihn mit Champagner und der Kammerherr präsentirte auf goldenem Teller seinem Gebieter das schäumende Getränk. Der

Churfürst griff nach dem Becher, erhob sich und mit ihm die ganze Gesellschaft. In schön gestellten Worten brachte er dem Brautpaare einen Glückwunsch dar. Der Chevalier faßte dabei Charlottens Hand, mit steifer Galanterie dieselbe küssend. Sie erbleichte und preßte den Mund, wie im Schmerze, zusammen. — Durch Michaels Körper zuckte grimme Pein; gleich Tropfen brennenden Giftes berührte ihn jedes Wort, das der Churfürst sprach und als dieser geendet und den Becher höher hob, rings im Kreise ein fröhliches Lebehoch dem Brautpaare erschallte, und er dann mit einem lächelnden Blicke auf die zitternde Braut den Pokal zum Munde führte, sah sein Liebesschmerz in diesem blinkenden Gefäße den Todestrank jeden Glückes und es war ihm plötzlich: hier sei die Gefahr, die dem Fürsten drohe. Unbezwingliche Angst, von Liebeswahnsinn zu unüberlegter That getrieben, riß ihn mit sich fort. Schon in demselben Momente stand er an der Seite des Fürsten und der goldene Becher lag, von ihm fortgeschleudert am Boden, sein Inhalt, den der Fürst nur theilweise geleert, auf die seidene Robe der Braut ausgeschüttet.

Starres Erstaunen fesselte die Gesellschaft. Der Churfürst sah entsetzt auf Michael, der verstört, bleich und zitternd sich an der goldenen Lehne seines Sessels hielt.

„Der junge Mann scheint krank. Nur in einem Fieberparoxismus konnte er so handeln," löste endlich der Fürst das staunende Schweigen. Dann wandte er sich zu Michael und frug in strengem Tone: „Was brachte dich in diesen Zustand und zu solcher Handlungsweise?"

Michael fuhr zusammenschreckend aus seiner gebeugten Haltung empor, sein Blick fiel auf den Churfürsten, auf Charlotte und gleitete entsetzt über die Gesellschaft hin. „Vergebung, gnädigster Herr," stammelte er leise. „Ein böser Geist verfolgte mich heute Abend und sprach mir von Gefahren, die Ihnen drohen, und ich — o erlassen Sie mir, hier — an diesem Orte zu sprechen, morgen, gnädigster Herr, sollen Sie Alles erfahren. Nur nicht heute, nicht hier. — Entlassen Sie mich, gnädigster Herr, mein Kopf ist verwirrt, meine Sinne sind betäubt, — ich bin krank, — unglücklich, — schonen Sie meiner."

„Entferne dich," befahl der Churfürst mit fin-

sterem Auge, doch milderem Tone. Dann wandte er sich an die Gesellschaft und sagte: „Entschuldigen Sie den jungen Mann; ein unseliges Mißverständniß scheint hier obzuwalten, morgen soll er darüber Rechenschaft geben, heute wollen wir die schöne Feier, die uns hier zusammenführte, nicht damit unterbrechen.“

Eine Thräne glänzte in Charlottens hellem Auge, und als der Fürst geendet, neigte sie ihr schönes Haupt zu Michael hin, und frug ihn mit unbeschreiblich weicher Stimme:

„Sie leiden wohl sehr, Herr von Euben?“

Dieser Blick, dieser Ton zog ihn zu ihren Füßen.

„Vergebung!“ flehte er leise. „O, nur Sie, vergeben nur Sie mir!“

Sie reichte ihm die Hand, die er inbrünstig an seine Lippen preßte.

„Entfernen Sie sich!“ bat sie, sich zu ihm herabbeugend und die Thräne, welche in ihren langen Wimpern hing, fiel auf ihn nieder.

Ein spöttisches, mißbilligendes Gemurmel durchlief den Saal. Der alte Bräutigam drehte mit ungemeiner Schnelligkeit die goldene Tabatiere

zwischen seinen runden Fingern und der Churfürst sah entrüstet auf Michael, der sich langsam erhob.

Da drängte sich der freundliche Staatsrath vermittelnd zwischen ihn und Charlotte und sagte voller Theilnahme:

„Churfürstliche Gnaden werden mir erlauben, Herrn von Euben nach Hause begleiten zu dürfen, denn unverkennbar ist der junge Mann sehr krank.“

Bei des Staatsraths Anblick und dessen Worten erhob Michael stolz sein Haupt, indem er mit einer abwehrenden Handbewegung zurücktrat und mit voller Stimme, die durch den ganzen Saal hallte, sprach:

„Ich bin vollkommen gesund. Mein Benehmen, das sehr sonderbar erscheinen muß, wie ich wohl einsehe, hoffe ich vor seiner Churfürstlichen Gnaden verantworten zu können. Ich bin überzeugt, mein gnädigster Herr wird verzeihen was jugendliche Unüberlegtheit, durch besondere Umstände veranlaßt, gesündigt; und Gräfin Charlotte,“ setzte er leiser gegen diese gewendet hinzu, „hat es bereits gethan.“

„O, vergeben Sie mir, Michael,“ flüsterte sie, nur ihm und dem Staatsrathe hörbar, — „und

„lebe wohl, theurer Freund!“ hauchte leise ihr Mund, als er nach einer tiefen Verbeugung, vor ihr und dem Fürsten, mit edlem Anstande den Saal verließ.

6.

Nach einigen Tagen stand Michael am Bette des Churfürsten, an das diesen ein Unwohlsein fesselte, welches am Morgen nach dem Verlobungsfeste ihn überfallen hatte, doch rief es keine ernstlichen Besorgnisse hervor. Friedrich Carl verlangte von seinem Schützlinge volle Aufklärung über sein anstößiges, sonderbares Benehmen, und Michael theilte ihm sein nächtliches Abentheuer am Dome mit. Doch was er bei dem Anblicke der Braut gelitten, gestand er nicht, eben so wenig die Entdeckung, daß man ihn seinen Sohn nenne. Mit widerstreitenden Empfindungen betrachtete er den Churfürsten. So viel Liebe und Dankbarkeit er auch für ihn empfand, war ihm der Gedanke, sein Sohn zu sein, doch im höchsten Grade peinlich. Das Andenken an seine fromme Mutter litt zu sehr darunter, wie auch der Makel, der an einer

solchen Geburt hing, seinen Stolz empörte, seinen reinen Sinn verletzte. Er wollte und mochte nicht daran glauben, eben so unwahrscheinlich war es ihm, daß der Fürst in irgend einer Gefahr geschwebt und die Stimme, welche das Eine wie das Andere ihm zugerufen, erschien ihm eine falsche, betrügerische, in der nur damals sein eigener aufgeregter Zustand einige Wahrscheinlichkeit finden konnte. — Der Churfürst jedoch wurde sehr beunruhigt durch seine Mittheilungen, was die krankhafte Stimmung seines Körpers steigerte. Er ließ sogleich seinen Leibarzt rufen, und befahl Michael, sich zu entfernen.

Als er nach einigen Stunden wieder zu dem Fürsten beschieden wurde, fand er ihn sehr angegriffen, doch ruhig. Er hielt ein Schreiben in der Hand, das Michael sogleich für dasjenige erkannte, das er ihm einst von seiner Mutter eingehändigt hatte. Eine bange Schwüle beengte seine Brust bei diesem Anblicke; nur zögernd ließ er sich auf einen Wink des Fürsten an seiner Seite nieder und sah mit ängstlicher Spannung dem Inhalte seiner Worte entgegen. Friedrich Carl begann nach einer Pause:

„Ich durchlas das Schreiben deiner seligen Mutter, weil ich es für nothwendig erachte, dir einiges daraus mitzutheilen, obgleich sie wünschte, daß es erst später geschehe. — Diesem Schreiben war ein Brief an dich beigelegt. Er ist versiegelt, und soll es auch bleiben bis zu dem Zeitpunkte, den sie zu seiner Eröffnung bestimmte. Was ich aus ihrem Schreiben an mich dir mittheilen will, wird vielleicht auf deine Entschlüsse und Handlungen bestimmend einwirken, und ich glaube nicht, daß ich dem Willen der Todten entgegen handle, wenn ich es thue. Du bist von einem Jünglinge zum Mann herangereift und hast in den Jahren, die du hier zubrachtest, manche Erfahrung gesammelt und Vieles gelernt. Die Zeit nahet heran, wo ein fester Lebensberuf dich binden soll; dasjenige nun, was sich vielleicht jetzt in deiner Seele dagegen sträubt, von zu kühnen Wünschen getragen, wird vor dem Blicke, den ich dir in die Vergangenheit eröffne, sich beugen. Höre also: dein Vater war mein Jugendfreund und hieß Mathias von Eichen."

„Von Eichen, gnädiger Herr? Mein Name ist doch Euben?" unterbrach Michael bebend den Fürsten.

„Höre weiter,“ erwiderte dieser beschwichtigend. „Mathias von Eichen war eine wilde, unstäte Natur, leidenschaftlich und phantasiereich bis zum Uebermaaß. Wir wuchsen als Knaben nebeneinander auf und vollendeten unsere Studien zusammen in Rheims, so verlangte es damals der Anstand und auch die Nothwendigkeit; denn wir besaßen in Deutschland noch keine guten Universitäten, welche strebsamen Geistern genügen konnten. Auch später noch blieben wir einige Jahre zusammen, dann trennten uns ebenso die Verhältnisse, als unser eigner Wille. Wir paßten nicht mehr recht für einander. Ich errang schnell eine höhere Würde in meinem Stande; Mathias reiste und suchte Abentheuer auf. Nach längeren Jahren trafen wir uns wieder im Elternhause deiner Mutter. Es war ein Zufall, der uns hier zusammenführte, allein ein gleiches Gefühl, welches uns hier fesselte, das Gefühl der Liebe für ein holdes, liebliches Wesen, wie ich seither keines mehr sah. Es war deine Mutter, Michael. — Ich lernte sie früher kennen, als dein Vater und liebte sie mit einer Innigkeit, wie ich noch nie empfunden und auch später nie mehr empfand. Solche Gefühle bleiben

uns heilig, mein Sohn, — sie sind treu aufbewahrt in jedes bessern Menschen Brust, denn sie sind ein unveräußerliches Geschenk des Himmels, das uns begleitet bis ins Grab, ja bis über dasselbe hinaus."

Das Auge Friedrich Carls wurde feucht. Michael beugte sich auf seine Hand und küßte sie voll tiefer Rührung.

„Mein Stand," fuhr der Churfürst nach einer Pause fort, „gebot Trennung. Ich schied von ihr mit dem Glauben an ihre Liebe und dem Schmerze, dem Schicksale diese opfern zu müssen. Dein Vater, durch ihren Widerstand immer heftiger entflammt, bezwang endlich ihr weiches, sanftes Herz, oder vielmehr ihren schwachen Willen, mit seiner stürmischen Leidenschaft. Nicht lange nach meiner Entfernung warb er, ihrer Hingebung sicher, um ihre Hand; doch ihre Eltern, von strengen Grundsätzen aber arm an wärmern Empfindungen, wiesen den Freier ab, der bisher ein abentheuerliches Leben geführt und einen großen Theil seines Vermögens verschwendet hatte. Mathias, nicht gewohnt, seinen Neigungen und Wünschen zu entsagen, entführte die Geliebte mit Gewalt und band sie un-

auflöslich an sich. Sie flehte aus der Ferne ihre Eltern um Vergebung an, allein es wurde ihr keine Verzeihung gewährt und Jahre vergingen dann, ohne daß man etwas von ihr hörte. Man wußte nicht, wo sie mit Mathias lebte. Was ihr Schicksal in dieser Zeit war und wie es kam, daß sie später, arm und elend, Hülfe für ihr Kind suchend, ihrer Mutter wieder nahte, die inzwischen Wittwe geworden war, weiß ich nicht. Ihr Brief enthält darüber nichts. Ihre Mutter, eine stolze, ehrsüchtige Frau, wies die Bittende von sich, sorgte nur für ihren Unterhalt und als sie starb, vermachte sie ihr nichts als jenes kleine Gut, auf dem du erzogen wurdest und das sie damals schon bewohnte. Dabei mußte sie noch ihrer sterbenden Mutter geloben, den Namen von Euben, den ihr diese gegeben und der ihr Familienname war, beizubehalten, nie ein Recht von deinem Vater für dich zu beanspruchen und dich dem Kloster zu weihen. Das letztere stimmte so sehr mit ihren schwermüthigen Ansichten überein, daß sie sorgsam jeden andern Wunsch in dir zu ersticken trachtete. Sterbend gedachte sie meiner; sie glaubte an mein Herz und vertraute dich, ihr liebstes Gut, mir an,

wie alles Andere, was auf dich Bezug hatte, ihre frommen Wünsche in Betreff deiner sowohl, als auch deines kleinen Erbes, das nach ihrem Willen dem Orden zufallen sollte, in den du eintreten würdest. Das muß sich nun freilich ändern, da du für die stille Abgeschiedenheit eines Klosters dich nicht eignest. Doch kam ich zu der Einsicht, die du auch für die beste halten wirst, daß es das Räthlichste für dich ist, nach ihrem Willen in den geistlichen Stand zu treten, in dem ich dir eine glänzende und ehrenvolle Laufbahn eröffnen kann, ob du nun Herr von Euben oder Eichen dich nennst."

„Aber weshalb, gnädigster Herr," sprach Michael sehr aufgeregt, „soll ich auf meinen rechtmäßigen Namen verzichten?"

„Weil es dir nicht möglich ist, deine Rechte an denselben zu behaupten," antwortete der Churfürst etwas zögernd.

Michael erblaßte und stammelte:

„War denn meine Mutter nicht das rechtmäßige Weib meines Vaters?"

„Sie sagte es, sie beschwor es, und nie habe ich daran gezweifelt, aber jeder Beweis dafür fehlte

der Armen. Sie kannte nicht den Ort, wo er sich mit ihr trauen ließ und besaß kein Dokument der heiligen Handlung. Ob diese nicht eine Täuschung nur für sie war, wer kann es wissen, da jede Sicherheit fehlt."

„Doch mein Vater?" rief Michael. Was wurde aus ihm?"

„Daß er längst gestorben, ist wohl das Wahrscheinlichste. Ob er schon todt war, als deine Mutter in ihre Heimath zurückkehrte, bezweifle ich jedoch. Sie verweigerte jede Auskunft über ihn, wie ich später erfuhr, und auch in diesem Briefe steht nur: er war todt für mich und sein Kind, als wir bittend in mein Elternhaus kamen."

„O, mein Gott, meine arme Mutter! — Und fand sich gar keine Spur mehr von meinem Vater, gnädigster Herr?"

„Ich vernahm nie mehr etwas von ihm," erwiderte der Churfürst und sank, ermattet vom Sprechen, auf sein Lager zurück.

Michael verhüllte sein Gesicht. Schmerz und Entrüstung, Liebe und Haß wogten in ihm. Nach einer Weile richtete sich der Churfürst wieder in die Höhe, reichte ihm seine Hand und sagte mild:

„Du bleibst bei mir, Michael, und was ein hartes Geschick dir nahm, Stand und Vermögen, wirst du durch dich selbst gewinnen. Die Wissenschaft, welcher dein strebsamer Geist huldigt, wird dich unter meinem Schutze emporheben zu einer ehrenvollen Stellung in meinem Staate. Schlage jugendliche Thorheiten dir aus dem Sinne, rufe deinen Ehrgeiz zu Hülfe; — ich will ihm Befriedigung verschaffen. Höre, mein Sohn, ich vertraue dir und baue viel auf dich! Ich will dir demnächst die Priesterweihe ertheilen, doch sollst du mehr Staatsmann als Priester werden, aber dann erst sollst du handelnd auftreten, wenn die deutsche katholische Kirche von Rom unabhängiger geworden ist, meine Macht und mein Wille mehr gelten als jetzt, wenn ich, Friedrich Carl, der erste Churfürst Deutschlands, die Fesseln abgeschüttelt habe, die mich drücken, — dann sollst du nach meinem Sinn an meiner Seite wirken, — und“ setzte er leiser hinzu, „wenn ich sterbe, mich fort vertreten auf dem Churstuhl.“

„Wie so, gnädigster Herr?“ frug Michael staunend.

„Ich werde mir einen Nachfolger erwählen,“ antwortete er mit bedeutsamen Blicken, „einen,

den ich für gut finde, der gänzlich von mir abhängig ist und es einst auch von dir werden soll. Du siehst, dir steht eine große Zukunft bevor, — doch Niemand weiß, wozu ich dein junges Haupt bestimme. — Die Unterhandlungen mit Köln, Salzburg und Trier sind beendigt; wir haben einen Congreß in Ems beschlossen und unsere Abgesandten werden dort ein Aktenstück zu Tage fördern, das Rom mit Schrecken, die Welt mit Staunen und Bewunderung erfüllen soll. Der Zeitpunkt ist da, die vieljährigen Klagen der deutschen Kirche gegen Rom gründlich zu heben und unserer erzbischöflichen Macht eine höhere Geltung zu verschaffen. Der Einfluß des Pabstes auf die katholische Kirche in Deutschland soll so gut wie vernichtet werden, — was wir Erzbischöfe verfügen, wird ferner des Consenses von Rom nicht mehr bedürfen, wir wollen seine Eingriffe in unsere Rechte zurückweisen und selbst herrschen in unserem Reiche."

„Gnädigster Herr!" rief Michael nicht ohne geheimes Bangen. „Das könnte möglich werden Rom gegenüber? So weit könnte der beabsichtigte Congreß führen?"

„Der Zeitgeist ist mit uns im Bunde und

Kaiser Joseph, sein eifrigster Beförderer, wird mit seinem mächtigen Arme uns unterstützen. Hat er nicht bereits in einem Schreiben erklärt: vermöge seiner kaiserlichen Machtvollkommenheit den Beschwerden der deutschen Nation gegen die römische Curie Abhülfe zu verschaffen, und die durch Mißbrauch den Erzbischöfen entzogenen Gerechtsame zu schützen. Und was sollte Preußens großer Friedrich, der Protestant, der Philosoph, gegen unsere Schritte thun? Ich weiß zwar, daß sich der Pabst diesem mächtigen Herrscher nähert, ja seine Hülfe sogar gegen uns angerufen hat; doch Friedrich ist mir verpflichtet durch meinen Beitritt zum Fürstenbunde. Er wie Joseph werden auf unserer Seite sein."

„Aber Rom ist mächtig, gnädigster Herr, und wird die Träger seiner Macht an sich zu fesseln wissen; — ihrer sind viele, — und ich fürchte, daß nur wenige standhaft bleiben, wenn es seine Blitze gegen sie schleudert."

„Rom hat Nuntiaturen in Deutschland errichtet," fuhr der Churfürst eifrig fort, ohne Michaels Einwurf zu beachten. „Es trachtet immer mehr darnach, unsere Rechte zu schmälern. Wir dulden das nicht, wir lehnen uns dagegen auf, kämpfen

für unsere Rechte, unsere Herrschaft. Rom that den ersten Schritt, — wer will uns hindern, den zweiten zu thun?" —

Er hob sich stolz empor, doch plötzlich fiel er gänzlich erschöpft in die Kissen zurück, — seine Brust hoben schwere Athemzüge und sein Antlitz bedeckte Todtenblässe. Ob ihn vielleicht mit jähem Schrecken die Ahnung durchziehen mochte, daß in seinem persönlichen Ehrgeize und dem stolzen Verlangen, seine eigne Macht zu heben und sie von keiner höhern mehr beeinträchtigt zu sehen, ein gefährlicher, revolutionärer Gedanke lag, an den sich leicht der Umsturz alles Bestehenden anreihen konnte? — War dies der Fall, so siegte dennoch wieder sein Stolz über seine Furcht, denn der Emser-Congreß kam bald darauf zu Stande und das berüchtigte Actenstück, welches dort von den Abgesandten der vier Erzbischöfe gegen die Macht Roms entworfen wurde, war in seinem Sinne abgefaßt und vertrat jene Philosophie, deren man sich nach kurzer Zeit in Frankreich mit so großem Nachdrucke bediente, um damit nicht nur das Gerüste des Aberglaubens, sondern auch die Religion selbst über den Haufen zu werfen.

Michael beugte sich erschrocken über den erbleichenden Fürsten; das ergrauende Haupt des alternden Mannes schien ihm nicht mehr kräftig genug für solche Kämpfe und Stürme. Der Geist der neueren Zeit, der seine Seele erschütterte, war ein anderer, es war ein holderer Genius von der Wissenschaft genährt und idealen Anschauungen getragen. Er sah mit Schmerz, daß des Fürsten Handlungsweise hauptsächlich von Ehrgeiz und Herrschsucht geleitet werde und ein schweres Bangen um ihn überfiel seine Seele.

Ein convulsivisches Zittern lief durch den Körper des Fürsten und Michael, von Angst befallen, schellte dem Kammerdiener und befahl, den Leibarzt zu rufen. Als dieser kam, entfernte er sich und suchte, von schweren Gedanken gedrückt, über sein eignes Geschick und Friedrich Carls Zukunft, seine stillen Zimmer in der Martinsburg auf.

Am andern Tage wurde er wieder zu dem Fürsten beschieden, der sich, als er eintrat, eben sehr lebhaft mit dem freundlichen Staatsrathe unterhielt und viel besser und wohler als gestern zu sein schien. Freundlich winkte er Michael zu sich, las der Staatsrath das Zimmer verlassen hatte.

Er kam auf die Scene beim Verlobungsfeste seines Bruders zurück und meinte, die Sache habe so viel Aufsehen gemacht, daß es Michael angenehm sein werde, der Stadt und ihrer Neugierde auf kurze Zeit zu entfliehen, er wolle ihn deswegen in einer Familienangelegenheit beschäftigen, die zugleich ein schöner Ausflug für ihn sei.

„Du wirst," schloß er mit einem forschenden Blicke auf Michael, „den Ehekontrakt der Gräfin Charlotte ihrem Vater, dem Grafen Waldfeld zur Unterschrift überbringen. Sein Stammsitz, den er bewohnt, liegt an der Grenze des Westerwaldes und es steht dir frei, welchen Weg du dahin und zurück machen willst, nur mußt du längstens in vierzehn Tagen wieder hier sein, da die Vermählung vollzogen werden soll, sobald ich vollkommen hergestellt bin und die Baronesse mit der Ausstattung fertig ist."

Michael verbeugte sich unter heftigem Herzklopfen. Es war ihm nicht möglich zu antworten.

„Bereite dich zu deiner Reise vor," fuhr der Churfürst fort, „denn schon Morgen sollst du sie antreten. In meinem Arbeitskabinette wirst du das Nähere darüber hören, verfüge dich dahin."

„Als Michael dort eintrat, fand er den geheimen Staatsrath, der ihn sehr freundlich empfing und ihm in der liebenswürdigsten Weise mittheilte, daß er ihm diese hübsche Reise zu danken habe. „Denn," sagte er, „Sie können sich denken, welche Theilnahme ich für Sie empfand, als mir der Fürst die Veranlassung mittheilte, die Sie in jenen Zustand versetzte, welcher so zweideutig beurtheilt wurde und noch immer Stoff zu fatalen Vermuthungen giebt. Die Reise wird wohlthuend auf Sie wirken und dann irgend ein anderes Ereigniß hier die Neugierde fesseln."

In Michaels Innerm kochten Zorn und Bitterkeit, aber er hatte keine Waffen gegen den gewandten freundlichen Herrn, der ihm noch allerlei gute Lehren für die Reise gab, ihm die Papiere einhändigte und ihm recht herzlich Glück zu dem schönen Ausfluge wünschte.

Als Michael das Nöthige vollends geordnet hatte, Diener, Pferde und Reisegeld ihm angewiesen waren, suchte er das freie, um seine Gedanken und Empfindungen, welche in schmerzlicher Mischung sein Inneres durchkreuzten, etwas zu ordnen, sie hier mehr zu beruhigen, dort mehr an-

zuregen. Als er nach einigen Stunden zurückkehrte, lockte ihn der Rosenduft aus dem Garten an. Es war eine kleine, aber sehr hübsche Anlage voll dichter Gebüsche, schattiger Bäume, Blumen und Nachtigallen, ein Ort, ganz geeignet zu zärtlichen Stelldichein nach des Tages nüchterner Arbeit. Auch an diesem Abende schlüpfte manch Liebespaar an Michael vorüber, doch zu sehr mit sich selbst beschäftigt, achtete er wenig darauf. Da stellte sich keck ein zierliches Mädchen, das am Arme eines hübschen jungen Mannes hing, vor ihn hin und sagte in recht vertraulicher Weise:

„Ei sieh, da finde ich ja den Gesuchten! Ich war vorhin im Schlosse, um mich nach dem Befinden des gnädigen Herrn zu erkundigen, und frug Gott und die Welt nach Ihnen, aber Niemand wußte mir zu sagen, wo der schöne junge Herr zu finden sei. Wie danke ich dem glücklichen Zufalle, der Sie mir in den Weg führt.“

„Was will Sie denn von mir, Mamsell Helene?“ frug Michael etwas ungeduldig.

„Ihnen mittheilen, bester gnädiger Herr, daß Christoph, mein Bruder, der Ihnen so ergeben ist, abhanden gekommen. Meine Eltern sind untröst-

lich darüber und seine Herzensfreundin, die Jägerstochter, welche eigentlich Schuld daran ist, nicht minder."

„Wie soll ich das verstehen, Mamsell Helene?" frug Michael mit schnell erwachter Theilnahme.

„Es ist eine confuse Geschichte, bester schönster Herr. Die Liebe hat ihn verleitet, einem geheimnißvollen Abentheuer nachzujagen, — und er ist bis heute nicht zurückgekehrt. Mir bangt es just nicht sonderlich um ihn, — er wird schon wiederkommen. Aber die Mutter und vollends Crescenz, weinen sich die Augen roth vor lauter Angst um den starken Burschen, der noch überdies den Kopf auf dem rechten Flecke sitzen hat, und nicht so leicht einem Unfalle erliegen wird. Da ich nun aber im Schlosse vernahm, daß Sie morgen nach Schloß Waldfeld reisen, so wollt ich Sie doch, um der schönen Augen seiner Geliebten willen bitten, wenn sie unterwegs eine Spur von ihm entdecken sollten, ihn schnurstracks nach Hause zu jagen, denn es ist eine ganz dumme Sache, der er nachlief und gar nicht der Mühe werth, seinen Angehörigen deshalb Sorge zu machen. Er ist da unten über den Rhein gesetzt und den jenseitigen Wäldern

zugeschritten, da Sie wohl eine ähnliche Richtung einschlagen, läuft er Ihnen vielleicht in den Weg."

„Sei Sie überzeugt, Mamsell," erwiderte Michael freundlich, „wenn ich eine Spur von Ihrem Bruder entdecke, werde ich sie verfolgen, bis ich ihn selbst finde, und ihm dann Ihre Angst und Sorge mittheilen."

„Die meine ist mäßig, ganz mäßig, gnädiger Herr; doch bin ich Ihnen sehr dankbar für Ihre freundliche Zusage. Ach, Sie sind stets eben so liebenswürdig als schön und es ist ein wahres Malheur, daß Sie kein Glück in der Liebe haben."

Sie ließ bei diesen Worten den Arm ihres Begleiters los, ergriff den Michaels, zog ihn etwas bei Seite und flüsterte ihm zu:

„Die bleiche Klara lebt noch, als Nonne; wir haben ihre Spur entdeckt. Ach da hängt eine ganz absonderliche Geschichte daran, doch ich muß darüber schweigen. Uebrigens können Sie sich trösten, denn das war kein Wesen für die Welt und schöne Liebesfreuden. Diese zarte Blume ist eine geborene Klosterpflanze; Sie dürfen es mir glauben! Mehr Bedauern habe ich mit einer Andern, und daß eine so schöne Rose nicht für Sie blüht, thut mir

wirklich im innersten Herzen leid. Aber es ist bei Hofe nicht anders. Sie müssen Sich auch hier zu trösten suchen, was übrigens ganz leicht wäre, wenn Sie sich in den Ton zu finden wüßten, der einmal so und nicht anders in der vornehmen Welt gang und gäbe ist. Sie könnten wie die Andern auch glücklich sein, ja noch glücklicher, denn die schöne Braut des Chevalier sieht ohne Zweifel viel lieber nach Ihnen als dem alten Herrn."

Michael entzog mit einer raschen Bewegung seinen Arm der geschwätzigen Zofe, aber mit ungemeiner Gewandtheit hatte sie denselben im Nu wieder erobert und plauderte noch schneller fort:

„Man muß Sie wahrhaft zu Ihrem Glücke zwingen. Nehmen Sie doch Alles mehr, wie es eben einmal in der Welt ist. Ich bin überzeugt, die schöne Gräfin liebt sie ganz allein, was auch der Herr Staatsrath für sich hoffen mag. Heute ist sie fort aus der Stadt und dem alten Bräutigam davongelaufen, das heißt, sie hat darauf bestanden, die Zeit bis zur Vermählung sich selbst leben zu dürfen, und wählte dazu den romantischen Landsitz meiner Gebieterin, die alte Brömserburg am Rhein. Kopfschüttelnd gab die Baronesse ihre Einwilligung

dazu, und meine Gnädige begleitet die Gräfin, muß aber gleich wieder zurück wegen der Krankheit des Churfürsten. Die schöne Braut verkehrt lieber wie es scheint, mit den Geistern in der alten Burg, als dem eleganten Chevalier hier; und dieser ist ganz zufrieden, dadurch weniger derangirt zu werden in der ihm unbequemen Bräutigamsperiode."

„Gute Nacht, Helene, gute Nacht!" rief Michael und ließ, nicht eben galant, die Zofe stehen.

Sie aber sah ihm lachend nach und murmelte: „Der müßte ganz auf den Kopf gefallen sein, wenn er solche Winke nicht verstände. Er wird doch endlich einmal gescheidt werden, sonst kommt er in dem Kreise, in dem er lebt, um alle Freuden. So lang ich nicht Müllerin bin, hat das Hofleben Ansprüche an mich, und ich muß jedenfalls doch in einer Weise meiner Stellung genügen."

Nach dieser Zofenbetrachtung kehrte sie zu ihrem harrenden Freunde zurück und vergaß, von seinem Arm umschlungen, unter süßen Liebesplaudereien ihre Hofverpflichtungen wieder, die sich nach und nach alle in das Verlangen auflösten, bald Altenmünstermüllerin zu werden.

7.

Bei dem ersten Scheine des Frührothes ritt Michael, von zwei Dienern begleitet, über die Rheinbrücke. Die frische, erquickende Morgenluft stärkte, nach einer schwülen Nacht, ihn wunderbar mit ihrer erheiternden und belebenden Kraft und heilte lindernd die wunden Stellen seines Innern. Die Liebesgefühle seines jungen Herzens, wie die eigenthümlichen Lebensverhältnisse, welche seine Jugend umflorten, erschienen ihm milder und leichter unter dem klaren Morgenhimmel und in der schönen Natur, deren üppige Lebensfülle und ewig neu schaffende Kraft sein Auge und seine Seele mit erhebender Freude erfüllten. Sein Blick leuchtete wieder froher, seine Brust hob sich freier. Der strebsame, schaffende Trieb, der ihm innewohnte, regte sich lebendiger und versuchte ihm hinüberzuhelfen über die Zufälligkeiten eines herben Geschickes und den Schmerz hoffnungsloser Liebe. Mit der Hand auf dem Packete, das den Ehekontrakt der Geliebten enthielt, gelobte er sich, sein Herz zu besiegen und künftig nur mit den Gefühlen treuer Freundschaft an Charlotte zu denken.

Bei dem Gedanken an seine Mutter und die Enthüllungen, welche der Fürst über ihre Vergangenheit gemacht, erwachte eine immer tiefere Liebe und Verehrung für Friedrich Carl in ihm, welcher der armen Verlassenen ein Freund geblieben bis über das Grab hinaus und der ihn, den Verwaisten, dessen Eltern Niemand kannte und an dessen Geburt selbst ein Makel hing, väterlich bei sich aufgenommen. Alle Schattenseiten des Fürsten, wie das Drückende, das er in seiner eigenen Stellung so häufig am Hofe empfand, milderte das Gefühl der Liebe und Dankbarkeit, welches seit gestern lebhafter als früher in ihm erwacht war. Selbst die Pläne des Churfürsten mit ihm, obgleich sie ihn mehr schreckten als erfreuten, waren ihm doch deutliche Zeichen seines Wohlwollens. Es lag nicht in seinem Alter noch in seinem Charakter, darüber nachzugrübeln, welche Tragweite der Liebe zu ihm, welche für den hochmüthigen Sinn des Churfürsten sie haben mochten. Er nahm das, was sein Herz mit jugendlicher Dankbarkeit hinnahm, als uneigennützige Liebe auf und fühlte sich dafür tief verpflichtet. So bemühte er sich, für das unsichere Umherschweifen seines Gei

stes, das theils in seiner Jugenderziehung, theils in der Luft der damaligen Zeit begründet lag, in treuer Ergebenheit für seinen Wohlthäter einen festen Haltpunkt zu finden, und mit dieser Lebensaufgabe so viel als nur möglich dem bessern Geiste der neuern Zeit seine Handlungsweise eng zu verbinden. Der Churfürst hatte ihm einen Weg dazu angedeutet, aber grade dieser Weg war es, der ihn wieder in Zweifel verstrickte. Es war kein Pfad, den er gerne wandelte; weder Kopf und Herz, noch seine Phantasie vermochten ihn so auszuschmücken, um ihn darin eine wahre Befriedigung finden zu lassen. Die Vorhersagungen des Eremiten, welcher zugleich geheimer Illuminat und ein Freiheitsschwärmer war und ihn für die Tendenz seines Ordens einzunehmen gewußt, mischten sich in seinen Gedanken mit den egoistischen ehrgeizigen Plänen des Churfürsten. Auch in ihnen lag ebenso wenig sichere Bürgschaft einer glücklichen Zukunft, ihre Ueberspannung bot eben so wenig Haltbares, als der Ehrgeiz des Fürsten. Er suchte das Schwankende und Unedle, das von beiden Seiten sich ihm aufdrang, auszuscheiden und in ihrem innersten Wesen eine beruhigende Uebereinstimmung zu finden, konnte je-

doch dabei zu keiner bestimmten Klarheit kommen, und fühlte nur deutlich, daß Friedrich Carl und der Illuminat sich nie verständigen würden. Diese Ueberzeugung, wenn auch minder bestimmt, hatte sich ihm früher schon aufgedrungen und ihn mit veranlaßt, seine Aufnahme in den Orden aufzuschieben. Er konnte sich nicht entschließen, in seiner abhängigen Stellung zu dem Fürsten insgeheim einen so entscheidenden Schritt für sein Leben zu thun. Es lag in seiner Absicht, den Illuminatismus seinem Wohlthäter zu befreunden und seine edlen Zwecke ihm glaubhaft zu machen, aber jeder nur annähernde Versuch dazu scheiterte an Friedrich Carls entschiedener Abneigung gegen diese Verbindung, und Michaels Begeisterung dafür, der er sich einige Zeit hingegeben, erlitt dadurch einen Stoß, indem es ihn zu reiferem Nachdenken darüber brachte.

Mit mannigfachen Gedanken, Plänen und Entschlüssen beschäftigt, welche, wenn sie zu Tage gefördert worden wären, viel jugendliche Unerfahrenheit, aber auch viel Edles und Schönes gezeigt haben würden, setzte Michael, begünstigt von dem herrlichsten Wetter, seine Reise fort. Sein Weg

führte ihn auf wenig cultivirten Pfaden durch fruchtbare Ebenen, über steile, waldige Berge, in Thäler und Schluchten, durch freundliche Ortschaften und an einsamen Gehöften vorüber. Für sein Alter gab es auf einer Reise noch keine Mühen und eben so wenig erschlaffende Müdigkeit. Alles behielt den frischen Reiz der Neuheit, gewährte den Eindruck des Interessanten und als er am dritten Tage die letzte große Waldstrecke erreichte, welche ihn noch von dem Schlosse Waldfeld schied, fühlte er sich kräftiger und froher gestimmt, als am Morgen seines Scheidens von Mainz. Selbst das gewichtige Packet, das er zu überbringen hatte, drückte ihn minder schwer, doch trieb er sein Pferd immer langsamer an, je näher er Charlottens Stammschloß kam. In dem Walde, an dessen Ende das Schloß lag, machte er Halt, befahl seinen Dienern die Pferde anzubinden und lagerte sich unter die tief herabhängenden Zweige einer mächtigen Eiche. Die Diener, vorsorglich mit Erfrischungen versehen, nützten diese Laune ihres Herrn auch für sich, und suchten sich unweit von ihm einen bequemen Platz zur Erholung. Ihn labte der kühle Schatten des Waldes, sein Auge ergötzte die grüne Tiefe

desselben, welche von Blätterkronen überwölbt, von Epheugewinden, rothbeerigem Buschwerke und schlanken Blumenstengeln durchzogen war. Aus der grünen, stillen Waldesnacht schauten die glänzenden Farben einzelner Blumen, gleich hellen Mädchenaugen aus dunkler Locken Pracht, keck und frisch, wie die unbewußte Unschuld, hervor. Charlottens Augensterne, wie sie einst auf der kleinen Insel ihn angeblitzt, sahen aus den Waldesblumen zu ihm her, und er versank in Träumereien. Hier war sie herangeblüht, schön und lieblich wie diese Blumen, froh wie die Vögel in den Zweigen, wie das Eichhörnchen, das muthwillig von Ast zu Ast hüpfte, wie das schlanke Wild, das dort vorüber sprang. Sie stand vor ihm mit den wildflatternden Locken, wie er sie haschte und ihre schlanke Taille umfaßte, wie sie mit ihm muthwillig scherzte und sich dann an ihn anschmiegte, als jene geheimnißvolle Gestalt sich ihnen nahte. Diese verwandelte sich nun in Vater Bernhard, den Illuminaten, und sie, das schöne, wilde, anschmiegende Kind in eine stolze Dame mit hochfrisirten Haaren voll Perlen und Edelsteinen, die Ehrthalsche Grafenkrone auf der blendenden Stirn.

„O, Charlotte!“ seufzte der junge Mann voll schmerzlicher Sehnsucht und sehr im Widerspruche mit seinen Freundschaftsentschlüssen.

Oder träumte er nur? —

Sein Auge war geschlossen und sein Kopf lag schwer auf der stützenden Hand.

Da tönte ein leises, dann immer lauter werdendes Pfeiffen durch den Wald und fast zu gleicher Zeit sah er sich von einem Haufen zerlumpten, wüst aussehenden Gesindels umringt. Rasch sprang er empor und rief nach seinen Dienern; aber ein gleiches Schicksal hatte diese bereits erreicht.

„Schweige!“ befahl ihm ein langer brauner Geselle. „Gieb gutwillig, was du hast, und wir lassen dich laufen. Gieb dein Geld, deine goldne Kette, deine Ringe. —“

„Deine Kleider“, höhnten die Andern.

„Du hast mit deiner Schönheit genug“, lachte ein junges Weib, das sich hinzugedrängt hatte und ihn keck mit dunkelglühenden Augen ansah. „Oder willst du sie der Zigeunerin geben?“ fuhr sie frech fort. „Du bist ein guter Fang, feiner Junker. Nehmt ihn mit ins Nest, der Hauptmann ist dort;

er soll sagen, ob wir ihn behalten, oder gerupft wieder laufen lassen sollen."

Michael, der einsah, daß er durch Sträuben nichts zu ändern vermöge, sagte ruhig:

„Der Graf Waldfeld erwartet mich in seinem Schlosse; ich bin an ihn abgesandt von dem Churfürsten von Mainz, und es könnte euch theuer zu stehen kommen, wenn ihr mich und meine Diener aufhieltet."

Ein lautes Gelächter war die schnelle Antwort und die Zigeunerin rief barsch:

„Unser Hauptmann gilt so viel als ein Graf. Fort mit ihm, die Andern verwahrt einstweilen im Walde."

Rohe, schmutzige Hände wollten Michael anfassen, doch er stieß sie verächtlich zurück und sagte:

„Ich folge euch, da ich leider sehe, daß meine Kraft gegen eure überlegene Zahl nicht ausreichen würde und denke, euer Hauptmann wird vernünftiger als ihr sein."

Er suchte durch Ruhe dem wilden Haufen zu imponiren, was ihm wenigstens so weit gelang, daß sie ihn ungehindert in ihrer Mitte gehen ließen. Sie schritten durch das Buschwerk des Waldes;

die Zigeunerin blieb in seiner Nähe und beobachtete ihn scharf. Als er jedoch, ohne sich um sie zu kümmern, gleichmäßig weiter schritt, trat sie ganz dicht zu ihm heran und sagte:

„Du dürftest dich wohl um meine Gunst bemühen, ich bin des Hauptmanns Weib und gelte viel bei ihm. Ein gutes Wort könnte dir wohl nützen.“

„Ich bedarf deiner Fürsprache nicht“, gab ihr Michael zur Antwort. „Euer Hauptmann wird einsehen, wie viel er wagen darf.“

„Dein Stolz“, erwiderte die Zigeunerin, „sollte dir übel bekommen, wenn dein Weg anders wohin führte, als nach Schloß Waldfeld.“

Nach diesen Worten ging sie voraus, und Michael vernahm bald darauf ein eigenthümliches Pfeifen, das wie Frage und Antwort lautete. Er wurde darauf durch eine Art Hohlweg unter dicht verwachsenem, wildem Gestrüpp in eine Schlucht hinabgeschoben. Dort zwischen Felsenmassen, ragte altes verfallenes Mauerwerk hervor, wohl ein Schlupfwinkel aus den Zeiten des Faustrechts. Im Innern sah es jedoch ziemlich aufgeräumt aus, und Zeichen der Gegenwart kamen da und dort zum

Vorschein. Die Zigeunerin ging Michael eine schmale Treppe voran, die ohne Zweifel erst in neuester Zeit hieher gekommen war, eben so zeigten sich in einer rohen Halle Stühle und Bänke, welche kein hohes Alter verriethen.

„Harre hier!“ befahl seine braune Führerin und klopfte an eine kleine Thüre, welche ebenfalls Spuren neuerer Arbeit an sich trug.

Sie wurde von Innen geöffnet und die Zigeunerin verschwand, kehrte aber bald wieder und bedeutete Michael, ihr zu folgen. Erst wollte sie ihm jedoch die Augen verbinden, was er aber so entschieden zurückwies, daß sie nicht darauf bestand. Sie führte ihn durch dunkle Räume, deren Beschaffenheit er nicht erkennen konnte. Am Ende eines Ganges leuchtete ein heller Punkt; dort befand sich ein Gemach in ziemlich gutem Zustande, das so viel Licht hatte, um die darin befindlichen Gegenstände unterscheiden zu können. An einem steinernen Tische, der aus grauen Zeiten zu stammen schien, saß ein Mann, dessen röthliches Haupt- und Barthaar beinahe sein ganzes Gesicht bedeckte, eben so verbarg ein weites Gewand die Umrisse seiner hohen Gestalt; sein Aussehen war minder ver-

wahrlost und gemein als das seiner Gefährten, sowie die, welche ihn zunächst umgaben, ebenfalls weniger wüst und lüderlich sich präsentirten, als der Haufe im Walde.

„Du bist der Gefangene?" frug der Mann mit dem röthlichen Haare, welcher der Hauptmann zu sein schien. „Wie ist dein Name?"

„Ich nenne mich Michael von Euben;" gab dieser zur Antwort, „und denke, daß du mich sogleich wieder auf freien Fuß setzen wirst, da man ohne Zweifel Nachforschungen nach mir anstellen würde.

„Bist du eine so wichtige Person?" frug mit scharf durchklingendem Spotte der Hauptmann.

„Ich bin abgesandt von dem Churfürsten von Mainz an den Grafen Waldfeld, dessen Schloß hier in der Nähe liegen muß."

„Und hast, wie man mir berichtet, den Heirathskontrakt seiner Tochter in der Tasche?" fiel der Hauptmann ein. „Du siehst, wir haben auch unsere Kundschafter. — Da nun der Graf eine gute Seele ist, die Niemand gern beleidigt, er uns auch nicht viel genirt, so wollen wir dich wieder ziehen lassen mit Sack und Pack, Diener und Pfer-

den, auch kannst du ungehindert durch dieses Revier zurückkehren, es wird dir keiner von uns begegnen. Du siehst, wir haben Billigkeitsgefühl und wissen etwas von Anstand und guter Sitte, wenn wir gleich nur Gauner und Zigeuner sind und kurzweg Lumpengesindel genannt werden. Ein Wink von mir und du kannst hier so ruhig schlafen, wie in des Churfürsten Schloß; Niemand wird wagen, deine goldene Kette nur zu berühren?"

„Ich ziehe aber vor, weiter zu reisen und die Nacht bei dem Grafen Waldfeld zuzubringen, weßhalb ich dich bitte, ohne Säumen mich und meine Diener auf den rechten Weg bringen zu lassen."

Michael forderte dies in sehr lautem und bestimmtem Tone und kaum hatte er geendet, als aus dem dunkeln Hintergrunde, der sich in einen schmalen Gang verlor, die Worte erschallten:

„Bei meinem Schutzpatron! Es ist Herr von Euben. Gnädiger Herr, Christoph von der Aue steckt in diesem Eulennest, gebunden an Händen und Füßen."

„Stopfe ihm sein vorlautes Maul!" befahl der Hauptmann.

Michael eilte nach dem Hintergrunde, konnte je-

doch den Gefangenen nicht entdecken, da er so- gleich mit drohenden Geberden zurückgewiesen wurde.

„Das ist ein Mann, der mir nahe steht," wandte sich Michael sehr entschieden an den Haupt- mann. Ein Unterthan des Churfürsten von Mainz. Ich verlange, daß Ihr ihn mit mir in Freiheit setzt. Ihr habt kein Recht, ihn festzuhalten.

„Das kannst du nicht wissen," entgegnete der Hauptmann. „Wir können triftige Gründe haben, ihn einige Zeit bei uns zu verwahren; doch be- ruhige dich, er wird mit heiler Haut davon- kommen."

„Er soll mit mir zurückkehren," forderte Michael, „Oder ich werde Schritte thun, die — —"

„Zu gar nichts führen würden," unterbrach ihn der Hauptmann. „Doch ich sage dir ja, es geschieht ihm nichts. Marianne hat ihn unter ihren Schutz genommen, da der hübsche Bursche ihr ge- fällt, sie läßt ihm nichts Uebles geschehen. Gelt, braune Hexe?" rief er mit gemeinem Gelächter der Zigeunerin zu.

„Er ist schmucker als du, und ich triebe lieber mit ihm als dir Kurzweil," gab sie frech zur Ant-

wort. „Aber du bist einmal mein Hauptmann, und so lang du's bist, hast du mich allein."

„Sieh, welche Treue! Könnt ihr solche auch aufweisen am Hofe Friedrich Carl's?" frug der Hauptmann, und in dem Ton, mit dem er dieses sprach, lag für Michael etwas Befremdendes, das nicht zu dieser Umgebung stimmte. Doch dachte er nicht weiter darüber nach, und verlangte wiederholt, Christoph befreit zu sehen.

„Wenn du zurückkehrst," sagte nach einigem Bedenken der Hauptmann, „wirst du ihn finden. Du sollst uns nichts Uebles nachreden können und selbst bei dem Grafen Waldfeld unsere Generosität loben. Doch du willst weiter reisen. Marianne, geleite ihn, — vor zehn Uhr, — hörst du, vor zehn Uhr soll er im Schlosse eintreffen."

„Wie du sagst, soll's geschehen," antwortete sie, ihre Arme flüchtig kreuzend, dann nahm sie Michaels Hand und führte ihn auf einer ganz verschiedenen Richtung in den Wald zurück.

An einem Kreuzwege fand er seine Diener und die Pferde, auch einen Zigeuner, der sie weiter geleiten sollte, damit sie sich nicht verirren möchten; doch schien es Michael bald, als bringe der

Führer sie absichtlich auf Umwegen an das Ziel ihrer Reise.

Erst nach mehreren Stunden erreichten sie das Ende des Waldes, wo auf einem Vorsprung, der in ein Thal mündete, durch die Dunkelheit die noch dunkleren Umrisse eines großen Gebäudes sichtbar wurden.

„Das ist Schloß Waldfeld!“ sagte sein brauner Wegweiser und verschwand zwischen den Bäumen.

Hier weilte früher Charlotte! klang es in Michaels Brust, und seine Hand preßte heftig die Papiere zusammen, — das formelle Aktenstück, welches sie zur Gräfin Ehrthal machte.

8.

Als Michael von Euben dem Grafen Waldfeld gemeldet wurde, befand sich derselbe mit einem Gaste, der am Tage zuvor eingetroffen war, in einem weiten Gemache, dessen alterthümliche Einrichtung verblichene Pracht zur Schau stellte. Ein sarkastisches Lächeln spielte um des Grafen schmale Lippen, als er Michael einzuführen gebot, und auch der Blick seines Gastes hing

forschend an der Thüre, als der junge Mann unter dieselbe trat.

Michael theilte dem Grafen nach den ersten Begrüßungsformeln den Zweck seiner Sendung mit, entschuldigte sein spätes Eintreffen mit seinem Abentheuer im Walde, und drückte sein Erstaunen aus, daß solches in der Nähe des Schlosses vorfallen könne.

„Was kann ich machen?" entschuldigte der Graf. „Das Gauner- und Zigeunerwesen ist so eingenistet in Deutschland, daß selbst die allgemeine Entrüstung darüber dasselbe noch immer nicht zu beseitigen vermochte. Wie könnte ich, der Einzelne, mit wenigen Dienern mich diesem Treiben in den dichten Waldungen, welche mein Schloß umgeben, entgegensetzen? Da sind andere Maßregeln von nöthen, als ich anwenden könnte. Die Hallunken wissen dies, und nisten sich immer fester auf meinem Eigenthume ein."

„Sie sollten die Hülfe Ihres Landesregenten in Anspruch nehmen," meinte Michael.

„Ach, mein Gott!" erwiderte der Graf achselzuckend. „Was würde die Soldateska eines kleinen Fürsten in solchen Wäldern gegen so verwegenes

Gesindel ausrichten? So groß die Militärmacht Preußens ist, so unbedeutend ist die der kleinen Staaten Deutschlands. Würde es doch selbst Ihrem Churfürsten schwer werden, seine eigne Residenz gegen einen verwegenen Angriff zu vertheidigen, obschon feste Mauern, Wälle und Gräben sie umgeben."

„Ich habe in militärischen Dingen gar keine Erfahrung," gab Michael zur Antwort, „und kenne ihre Technik nicht, aber ich bin überzeugt, daß Deutschland bald auf den Standpunkt sich erhebt, wo jeder Deutsche für sein Vaterland, seinen Fürsten, seine Rechte, sein Haus und seine Familie ein kampfbereiter Krieger sein wird; und ich glaube, daß es auch jetzt schon nur einer energischen Anregung bedürfte, um viele Arme bereit zu finden, einem solchen Unfuge zu steuern, wie er in Ihrer nächsten Nähe sich vorfindet, Herr Graf."

Auf Waldfels Stirne schwoll eine Ader an und auch sein Gast, den er Michael als einen Doctor der Philosophie vorgestellt hatte, warf einen lauernden Blick auf den Sprecher.

Der Graf nahm, um eine heftige Aufwallung niederzukämpfen, die ihm von Michael eingehän-

digten Papiere zur Hand und las darin. Der Doctor suchte ein Gespräch mit Michael in Gang zu bringen, allein dieser antwortete einsilbig und betrachtete aufmerksam die äußere Erscheinung dieser beiden Männer. Der Graf hatte ein volles, ziemlich stark geröthetes Gesicht, das, noch von Runzeln frei, sein vorgerücktes Alter nicht verrieth, allein die breite Glatze, welche über seinen Kopf hinlief, glich dieses unvortheilhaft aus und ließ den Sechziger vermuthen. Seine Gestalt war übrigens noch ungemein kräftig und seine Bewegungen erschienen elastisch. Der Blick seines dunklen Auges kam Michael bekannt vor, doch suchte er vergebens darin nach einer Aehnlichkeit mit Charlotte, auch seine Stimme klang ihm nicht fremd, und hier glaubte er zuweilen einen Ton aus ihrem Munde zu vernehmen, doch mochte dies mehr ein leichter Anflug von Dialekt bewirken, den Beide mit einander gemein hatten, als Aehnlichkeit des Organs. Des Grafen Gast interessirte Michael weniger, auch bot seine Erscheinung nichts Bemerkenswerthes. Sein Auge, wenn er nicht gerade lebhaft sprach, blieb meistens gesenkt und der Ausdruck seines Gesichtes ein gleichmäßig unbedeutender.

Michael fühlte sich ermüdet, auch war es ihm unbehaglich in dem weiten Gemache, das die Zeichen einstiger Pracht so verblaßt zeigte.

Er zog sich, sobald es der Anstand erlaubte, in das für ihn bereitete Zimmer zurück, und suchte in der Erinnerung an Charlotte den unangenehmen Eindruck zu verwischen, den der Sitz ihrer Ahnen und noch mehr ihr Vater auf ihn gemacht, allein mit ihrem schönen Bilde verwob sich ein Weh, das weit tiefer ging, und das seine Seele selbst in ihr Traumleben mit hinüber nahm.

Als Michael die Beiden verlassen hatte, zeigte mit einem Blicke boshafter Freude der Graf seinem Gaste einen kleinen Zettel, der mit eigenthümlichen Chiffern bedeckt war, und sagte:

„Unsere Illuminaten-Herrlichkeit scheint zu Ende zu gehen, Cato. Offene Verfolgung des Ordens. Da lies.“

Cato griff hastig nach dem Papiere, und eine dunkle Zornesröthe überzog bei der Entzifferung desselben sein Gesicht.

„Unmöglich!“ rief er aus. „So plötzlich in Baiern diese Schritte? in München selbst!“

„Karl Theodor ist ein Freund der Pfaffen,“

erwiderte der Graf, „ein eifriger Beschützer der aufgehobenen Jesuiten, — und Freund Cato, diese sind doch immer noch mächtiger als wir — obgleich uns ebenso edle Grundsätze leiten.“

„Marius ist verhaftet,“ sprach Cato, wiederholt auf das Papier sehend. „Die Schriften des Ordens sind mit Beschlag belegt, die Ordensbrüder werden verfolgt, — auf Catos Haupt ist sogar ein Preis gesetzt.“ Er reichte den Zettel dem Grafen und frug: „Welcher Bruder mag diese Nachricht dem Briefe an dich beigelegt haben?“

„In der Nähe Friedrich Carls giebt's viele geheime Illuminaten,“ antwortete der Graf. „Ich kenne jedoch keinen persönlich.“

„Solon? Nur von Solon kann diese Nachricht kommen,“ murmelte Cato. „Und kommt sie von ihm, so ist kein Zweifel, daß Alles sich so verhält.“

„Eure eigne Schuld,“ sagte der Graf. „Ihr habt euch zu viel angemaßt, ihr Ordensobern, — und du, Cato, als Stifter dieser edlen Verbindung, wolltest dich ganz zu ihrem Despoten aufwerfen. Ich sträubte mich schon längst dagegen, du weißt, daß ich entschlossen war, auszutreten und meinen eignen Weg zu gehen.“

„Als Hauptmann einer Gauner- und Zigeunerbande," warf Cato verächtlich hin.

„Immer noch besser," entgegnete der Graf, „als ein unterthäniger Diener des Illuminatenthums."

„Du stehst nahe daran, als Verbrecher verhaftet zu werden," entgegnete Cato in scharfem Tone.

„Pah!" erwiderte der Graf und erhob sich stolz. „Meines Gleichen verfällt einem solchen Schicksale nicht so leicht. Ein Graf Waldfeld steht für einen jähen Sturz viel zu hoch, — und nun vollends jetzt, als naher Verwandter des mächtigsten geistlichen Fürsten Deutschlands. Ueberdies", setzte er mit einem tückischen Blicke nach Cato hinzu: „könnte ich mir ja sogar Karl Theodors Gunst erringen, wenn ich dich an ihn auslieferte und meinen Gaunern und Zigeunern den Preis zukommen ließ, der auf dein theures Haupt gesetzt ist."

„Das wäre deiner würdig!" erwiderte Cato ruhig. „Doch wirst du wohl weislich unterlassen, der Rache und der Verachtung der Brüder dich auszusetzen."

„Was kümmern mich diese noch?“ rief der Graf hochmüthig. „Sie werden untergehen, ich aber stehe wieder auf festen Füßen. Das Stammschloß meiner Ahnen erhält mir der Stolz meiner geizigen Schwägerin, und der Vater der künftigen Gräfin Erthal kann wieder nach seinem Gutdünken in der Welt leben. Ich schüttelte den Illuminatismus wie die Würde des Hauptmanns eines freien Volkes ab, und lebe als Cavalier wie in meinen besten Tagen.“

„Wenn ich es dulde, ja!“ sprach Cato mit großer Ruhe und Ueberlegenheit, während sein Auge den dämonisch bezwingenden Blick auf den Grafen warf, der, weil er nur selten traf, seine Wirkung nie verfehlte.

„Welcher Uebermuth!“ rief der Graf, doch mit Befangenheit.

„Es liegt in meiner Hand“, fuhr Cato noch ruhiger und kälter fort, „die Heirath deiner Tochter mit einem ungeheuern Eklat zu nichte zu machen, jede Hülfe der Baronesse dir zu entziehen, und dich jeden Schutzes von Seiten Friedrich Carls zu berauben.“

Der Graf erbebte, doch suchte er seine Beson-

nenheit zu wahren und Cato hart an der Schulter fassend, sprach er dumpf:

„Du lügst, wie du schon vieles gelogen.“

Cato sah den Grafen durchdringend an, dieser zog seine Hand zurück und fuhr etwas zaghafter fort: „Wie könnte deine Drohung sich verwirklichen?“

Der Illuminat ließ sich in einen bequemen Lehnstuhl nieder, legte sich wie zu behaglicher Ruhe zurück, senkte sein Auge und sprach:

„Als vor etwa sechzehn Jahren deine Gemahlin zu dem Entschlusse kam, dem Glück an deiner Seite zu entsagen, nahm sie, eine kurze Entfernung von dir benutzend, ihren Weg nach Mainz. Sie wollte sich und ihr Kind, das einzige, welches ihr noch lebte, der Gnade ihrer reichen Schwester anheimgeben, da sie von dem Wahn befallen war, auch dieses Kind würde in deiner Nähe zu Grunde gehen.“

„Ja diese thörichte Ansicht wurde zur fixen Idee bei ihr,“ murmelte der Graf.

„Solcher fixen Idee liegt aber gewöhnlich irgend eine Wahrheit unter,“ bemerkte Cato, sein Auge einen Moment auf den Grafen werfend, dann

fuhr er fort: „Sie wollte unerkannt das Haus der Baronesse erreichen und verirrte sich in einem der Stadt nahegelegenen Walde. Dort fand sie ein Jäger und nahm sie mit in sein Haus, wo sie einige Wochen krank darnieder lag. Ihr Kind hatte unterdessen die Försterin an ihrer Brust genährt, an der es wunderbar gedieh. Sie ließ es deshalb der guten Frau und trat ohne dasselbe den schweren Gang zu der hochmüthigen Schwester an. Doch sie erreichte die Stadt nicht. —

„Nein", rief der Graf in heftiger Aufregung. „Nein, das wußte ich zu verhindern."

Cato sah ihn lauernd an und sprach dann langsam weiter: „Du ahntest, wohin sie geflohen und —"

„Fand sie an dem Thore von Mainz, durch das sie eben eintreten wollte", ergänzte der Graf in unvorsichtiger Wallung.

„Sie erschrak vor dir, — sie sträubte sich, dir zu folgen, —"

„Nein, sie sträubte sich nicht!" widersprach der Graf und sein Kopf sank abwärts. „Sie sträubte sich nie, wenn ich ihr befahl. Sie folgte mir willenlos nach Frankreich, wohin ich mit ihr ging — und wo sie bald darauf starb."

Er bedeckte einen Augenblick sein Gesicht, dann rief er, aufspringend und unzufrieden mit sich selbst:

„Doch zu was sage ich dir dies Alles? Du weißt es ja schon, du allwissender Cato.“

„Jedenfalls weiß ich mehr als du. Höre also weiter: Dein Kind Charlotte blieb in dem Jägerhause.“

„Ich wollte es nicht“, fiel der Graf ein. „Sie bestand darauf.“

„Und dann auch“, setzte Cato hinzu, „war es dir bequem, das kleine Wesen nicht mit nach Frankreich zu schleppen. Es blieb bei den braven Leuten, welche das Kind liebten.“

„Ich entschädigte sie reichlich dafür —“ unterbrach ihn der Graf abermals.

„Später ja, als du auf dein Stammschloß zurückkehrtest. Dein Gewissen regte sich am Grabe deiner Gattin und es war noch dein einziges Kind. Du ließest es zu dir rufen, doch seine Pflegeeltern sollten nicht wissen, wessen Sprößling sie gepflegt, dein Hochmuth erlaubte dies nicht. Durch fremde Leute erhieltest du dein Kind, durch sie ließest du es zu Wiesbaden abholen, wohin es die Frau des Jägers brachte.

„Nun ja“, fiel der Graf ungeduldig ein, „dort nahm es eine Dienerin in Empfang und brachte es hieher. Ich sehe, du kennst alle diese Dinge, doch in welcher Beziehung stehen sie mit deiner Drohung?

„Habe Geduld, Freund Brutus! Das Wie dieses Zusammenhangs wird dir noch immer zu früh kommen.

Cato lehnte sich wie erschöpft zurück, schloß seine Augen und erst nach einer längeren Pause, ohne des Grafen Ungeduld zu beachten, fuhr er wieder zu sprechen fort: „Du nahmst das Kind — es war ein schönes Kind — mit so viel Vaterliebe auf, als du eben besaßest. Es wuchs heran, gedieh, wurde, um eine reiche Erbin zu werden, in das Haus der Baronesse verpflanzt und soll sich jetzt mit der Ehrthalschen Grafenkrone schmücken.“

„Nun ja doch! Ja! was weiter?“

„Was weiter, Freund Brutus? Nichts weiter, als daß ich die Beweise besitze, daß die künftige Gräfin Ehrthal nicht deine Tochter ist“.

„Nicht meine Tochter? Welcher Wahnsinn! Welch eine Lüge! Cato, ich erwürge dich, so du noch einmal dies auszusprechen wagst.“

Er faßte den Illuminaten heftig an und murmelte: „Mein Weib war mir treu, obschon ich sie mißhandelte.“

„Ich zweifle ja daran auch nicht“, gab Cato mit stechendem Blicke zur Antwort“, davon ist gar nicht die Rede. Das Kind, das du als das deine erzogen, gehörte nicht dir, nicht ihr, — es ist ein fremdes Reis, listig auf deinen adeligen Stammbaum gepfroft.“

Der Graf taumelte zurück, seine Augen rollten wild, und:

„Wo sind die Beweise solchen Betrugs?“ frug er mit barscher Stimme.

„Gut verwahrt, Freund Brutus, und so du gegen mich oder den Orden etwas Gehässiges unternimmst, ja, dich fürder nicht unbedingt meinem Willen fügst, wird dieses Geheimniß zur Oeffentlichkeit gebracht werden, mit den nöthigen Zeugen und Beweisen.“

„Wer gab dir die Beweise?“

„Du frägst? Ein Mitglied des Illuminatenordens? Weißt du denn nicht, daß es für uns keine Familiengeheimnisse giebt, sobald wir sie zu irgend einem Zwecke für nöthig erachten?“

„Spitzbuben! Spione!“ rief der Graf in wilder Wuth. „Aber ich glaube dir nicht, Cato, glaube es nimmer, — kann es nicht glauben. Du bist ein Betrüger!“

„Glaube und thue, was du willst!“ erwiderte Cato ruhig. „Liefere mich an Baierns Churfürsten aus, — verrathe den Orden, dem du angehörst, und versuche es, als Graf Waldfeld uns entgegenzutreten.“

„Das will ich nicht, — wollte überhaupt euch nicht schaden,“ entgegnete der Graf etwas ängstlich. „Eure Anmaßungen nur empörten mich und die Zumuthung, die du gestern mir machtest: als bezahltes Ordensmitglied nach Frankreich zu reisen. Ich, Graf Waldfeld!“

„Die Illuminaten sind alle gleich, wessen Standes sie seien, und wo und wie sie dem Orden nützen können, müssen sie es thun. Du wirst nach Frankreich gehen, Brutus! Es ist nothwendiger als je, jetzt, wo man uns verfolgt, wo es kommen kann, daß der Name des Ordens erlischt. Sein Geist soll darum doch fortleben und fortwirken. Die geheime, weitverzweigte „Propaganda“ wird den verfolgten Orden der Illuminaten, sobald er

dieser Gesellschaft sich anschließen will, in sich aufnehmen, und aus dem Grabe, in das man uns zu versenken trachtet, werden wir mächtiger als je auferstehen. Du, Brutus, eilst nach Frankreich! Dort regt sich der Geist der Freiheit schon kühner als bei uns. Du bist mit allen Verhältnissen dort vertraut, und kannst jetzt schon manches zu einer Vereinigung mit jener Verbindung einleiten."

Der Graf ging unruhig in dem Gemache umher. Hochmuth und Furcht und Gewissenspein kämpften in ihm. Jedoch plötzlich blieb er vor Cato stehen, faßte seine Hand und frug mit gepreßter Stimme:

„Wo aber ist mein Kind, wenn Charlotte — er stockte.

Nach einigem Ueberlegen antwortete Cato: „Das Kind ist entweder todt, oder erzogen in Armuth und Niedrigkeit."

„Todt, todt — lieber todt," rief der Graf. „Denn ist es, wie du sagst, muß es gestorben sein, — und du, du mußt mir schwören, das Geheimniß für immer zu wahren. Die Erbin der Baronesse, die künftige Gräfin Ehrthal ist meine Tochter und soll es bleiben. — Du, Cato, — schweigst, oder

mein Arm soll dich erreichen, wohin du dich auch wenden magst."

„Ich werde schweigen, Brutus, und verlange dagegen von dir nur Treue für unsere Sache, ferner, daß du mich sich er an einen Ort geleiten läßt, den ich meinen Führern bezeichnen werde. Sorge gleich dafür; ich reise morgen in der frühesten Stunde ab. In Paris wirst du Näheres erfahren über die Lage der Dinge hier, wie über Alles, was du dort zu thun hast. Willst du Gelder von dem Orden, so stehen dir bestimmte Summen zu Gebot."

„Für mich bedarf ich der Ordensgelder nicht," unterbrach ihn der Graf. „Meine Verhältnisse gestatten mir, auf eigne Kosten zu reisen."

„Desto besser," erwiderte Cato trocken; „dann kann um so mehr für gemeinnützige Zwecke geschehen."

Mit einem kurzen „Gute Nacht und Lebewohl" verließ er den Grafen. Dieser ergriff, sobald er sich allein sah, den Heirathskontrakt seiner Tochter, durchlas ihn hastig und unterzeichnete ihn ebenso. Wie er die Feder bei Seite warf, bemerkte er Marianne, die Zigeunerin, welche durch eine Tapetenthür eingetreten war.

„Gut, daß du noch kommst," wandte er sich zu ihr. „Besorge, daß der Fremde, der gestern hier ankam, morgen, zu welcher Zeit er will, sicher dahin gebracht werde, wohin er verlangt, sei es weit oder nah."

„Der kecke Geselle, der ihn verfolgte und plündern wollte, ist ja noch in unserer Gewalt, was kann ihm geschehen?" warf die Zigeunerin ein.

„Es droht ihm andere Gefahr, als jener tolle Mensch. Laßt diesen laufen und geleitet meinen Gast, sicher, ganz sicher, Marianne!"

Die Zigeunerin kreuzte ihre Arme als Zeichen des Gehorsams, dann aber nahte sie sich keck dem Grafen, sah ihn mit ihren tiefschwarzen Augen durchdringend an und sagte:

„Du willst scheiden von uns?"

„Hast du gelauscht, schwarze Hexe?" fuhr der Graf sie an. „Nun, desto besser; so weißt du, was geschehen wird, und ich habe dir nur noch zu sagen, daß dein Bruder Anton Hauptmann an meiner Stelle werden soll; ich will es morgen der Bande verkünden."

„Und du glaubst, daß sie nur so mir nichts dir nichts deinem Befehle gehorchen werden, wenn du

sie verläßt? Unter dir, Graf, haben sich Gauner und Zigeuner vereinigt, aber dem Zigeuner gehorchen die Gauner nimmer. Die dünken sich viel besser als wir, sind hochmüthig auf ihren gekreuzigten Herrgott und nennen uns Heiden. Die Narren! Als ob wir anders thäten, denn sie. Ja, sie sind noch schlechter als wir, und so wenig die Gauner einem von uns, eben so wenig gehorchen wir einem von ihnen. Weshalb aber gehst du von uns, Graf? Haben wir dich nicht in Ehren gehalten, dir nicht gehorcht, nicht dir immer das Beste von jedem Raube gebracht, — waren wir nicht lustig zusammen, — haben wir nicht gezecht miteinander — und hast du mich nicht geliebt, — nanntest du mich nicht dein Weib, ist die braune Marianne denn nicht mehr schön? Laß von deinem falschen Freunde dich nicht in's Bockshorn jagen, Graf. Der Anton kann ihn ja zum Schweigen bringen, sobald du willst, daß er für immer sein Maul hält."

„So hast du Alles gehört, Marianne?" sagte der Graf, unangenehm berührt.

„Ei freilich," lachte sie: „Die ganze saubere

Geschichte. Ihr waret ja laut genug. Die Thüre ist dünn und ich habe ein spitzes Ohr."

„Es ist ein Lügengewebe," erklärte der Graf. „Doch auch ein solches kann verderbenbringend werden. „Ich muß Cato schonen."

„Schonen? Ei du Narr! Weshalb den schonen, der dir droht? Laß den Anton ihn zum Schweigen bringen, sag ich dir. Es ist besser für dich!"

„Möglich du hast recht!" erwiderte der Graf schwankend. „Aber es könnte gefährlich werden. Wer weiß, wem er jene Beweise übergeben. Er ist schlau, — hat viele Freunde, — begeisterte Anhänger, sein gänzliches Verschwinden würde nicht unbeachtet bleiben, Verdacht auf mich fallen. Nein Marianne, es darf ihm nichts geschehen; auch hätte ich mich ohne seine Dazwischenkunft von euch getrennt. Die Sache wird zu laut, gefährlich für mich und euch. Ich muß auf einige Zeit diese Gegend verlassen. Kehre ich wieder, so finden wir uns auch wieder zusammen.

Die Zigeunerin warf einen mistrauischen Blick auf ihn, schüttelte ihr dunkles Haupt und sagte:

„Hörst du auf, unser Hauptmann zu sein, wirst du wieder Graf, nur Graf, dann wirst du uns

bald vergessen haben. Nimm mich mit dir, Graf, des Hauptmanns Weib als des Grafen Schatz. Willst du, so schlage ein."

Sie hielt ihre Hand hin, doch der Graf lachte höhnisch:

„Hier in dem alten Schlosse wärst du gut genug dazu, aber draußen in der Welt kann ich dich nicht brauchen, da giebt es feinere Liebchen als Zigeunerdirnen."

„O, über euch falsches, vornehmes Gezücht!" rief Marianne zornig. Ihre Augen funkelten wild, ihre weißen Zähne knirschten unheimlich zwischen den rothen Lippen, und sprühend vor Wuth trat sie dicht an ihn heran, die Faust gegen ihn ballend.

„Beim Teufel, deinem Großvater! Du bist schön in deiner Wuth!" lachte der Graf.

Er faßte sie mit derber Zärtlichkeit an, doch sie stieß ihn rauh zurück und sagte:

„Packe dich, alter Graf! du gefällst mir nicht, mit deiner Glatze; setze erst wieder die rothe Hauptmannsperücke auf, klebe den struppigen Bart dir an, dann komm zu der braunen Marianne."

Mit schlangenartiger Gewandheit entschlüpfte

sie durch die geheime Thüre, und der Graf, nachdem er ihr einige Flüche nachgemurmelt, warf sich mißgestimmt in einen Sessel und verfiel nach und nach in grübelnde Gedanken. Das leidende Bild der längst gestorbenen Gattin schwebte an ihm vorüber und mahnte ihn an die Mishandlungen, die sie von ihm erduldet und die Leiden, welche sie an seiner Seite ertragen. „Sie zerstörten den Lebenskeim deiner Kinder", hauchte ihm ihr bleicher Mund entgegen. Alle welkten dem Grabe zu, bis auf das jüngste, das schönste, Charlotte. Sage, wo ist dieses Kind. „Charlotte!" rief er aufspringend. „Habe ich sie nicht zu mir genommen, — sie nicht geliebt, — sie nicht frei und ungehindert treiben lassen, was sie wollte? Ist sie nicht glücklich jetzt? Die künftige Gräfin Ehrthal ist nicht unsere Tochter," hauchte abermals die bleiche Gestorbene. „Siehe dorthin, jene elende Bettlerin ist es." „Fort, fort mit diesen Visionen!" keuchte der Graf, „sie sollen mich nicht quälen. Mag es sein, wie Cato sagte, — ich kann nichts daran ändern, — will es auch nicht! — Charlotte, die Braut des Grafen Ehrthal ist meine Tochter, — keine andere. Cato, der Schurke hat gelogen, — muß gelogen haben! Hier

liegt der unterschriebene Heirathkontrakt der Gräfin Waldfeld, der von allen Unannehmlichkeiten mich rettet. Ich will den Betrüger ausliefern. Ha, Cato, dein Kopf ist in meiner Hand! — Doch nein, — halt, — ich darf es nicht wagen. Diesmal muß ich ihn ziehen lassen, ihn in Sicherheit bringen helfen, er könnte sonst doch — O, dieser Gedanke ist um rasend zu werden! Der schlaue Betrüger hat ein Gift in mich geträufelt, das in mir nagt und brennt, — und mich ihm unterwürfig macht. — Aber wir treffen uns wieder, Cato, vielleicht mitten in den Stürmen, die wir Beide heraufbeschwören helfen, dann, — dann sind die Dinge, mit denen du mich jetzt gängelst, unhaltbar geworden, dann — räumst du das Feld, — oder ich.

9.

Christoph, der Pachterssohn, gerieth in den Gauner- und Zigeunerversteck durch den allzugroßen Eifer, mit dem er Cato verfolgte, um diesem die geraubten Papiere, deren Verlust Crescenz so sehr schmerzte, wieder zu entreißen. Er fand Catos Spur

bald, erreichte ihn aber erst in der Nähe von Schloß Waldfeld und forderte das entwendete Gut von ihm zurück. Da sich Cato dagegen sträubte, versuchte er Gewalt, wurde aber auf einen Hülferuf des Illuminaten überfallen und in die Waldschlucht geschleppt, wo ihn die Zigeunerin und ihr Bruder streng bewachten. Die braune Marianne fand ein großes Wohlbehagen an dem schmucken jungen Manne, und da sie einen angehenden Freund „des freien Lebens“ in ihm vermuthete, kam ihr der Gedanke, ihn für die Bande zu gewinnen. Als sie des Grafen Entschluß erlauscht, seine Würde als Hauptmann niederzulegen, welche ihm in seinen ruinirten Verhältnissen Unterhaltung und Vortheil gebracht, erschien ihr Christoph als sei würdigster Nachfolger. Seine kräftige Gestalt, sein trotziges Wesen imponirten ihr und schienen ihr ganz geeignet, unbändige Gesellen zu zügeln, wie auch ihren Ansprüchen an den Ersten der Bande zu genügen. Als der Graf ihr Begehren, ihm in die Welt zu folgen, so höhnend zurückwies, kam ihr Entschluß mit Christoph schnell zur Reife. Gewöhnt, durch ihr unstetes Leben den Moment so günstig als möglich zu nützen,

eilte sie mit der Leichtigkeit und Sicherheit eines Wildes durch den Wald, theilte ihrem Bruder die Befehle des Grafen in Betreff Catos mit und trat dann, mit einem brennenden Kienspahne in der Hand, an Christophs Lager. Dieser fuhr erschrocken aus dem ersten Schlaf empor und sah, noch halb schlaftrunken, fragend das braune Weib an, das ihre Fackel in eine Ritze der Mauer befestigte und sich dann neben ihn niederließ.

„Ich bringe dir Glück," sagte sie vertraulich und legte ihren vollen Arm um seine Schulter.

„Willst du mich laufen lassen, jetzt in der Nacht?" frug er erstaunt.

„Nein, ich will dich noch fester halten," gab sie zur Antwort, „doch zu deinem Glücke, aber du darfst dich nicht länger verstellen. Sag' es offen, daß das freie Leben außer dem Gesetze dir wohl gefällt."

„Seh ich etwa aus wie ein Dieb, wie einer eures Gelichters?" fuhr er sie rauh an.

Doch sie lachte und meinte, er sei ja beim Plündern erwischt worden und hätte dem fremden Herrn gewiß die Taschen geleert, wenn sie einen solchen Eingriff in ihre Rechte geduldet haben würden.

„Ich Jemand bestehlen!“ protestirte Christoph unwillig. „Nein, braune Hexe, du irrst, ich wollte diesem Schufte nur Geheimnisse entreißen, die er gestohlen, der verfluchte Hallunke.“

„Geheimnisse?“ frug die Zigeunerin mit lauerndem Blicke, „Geheimnisse? Wie stiehlt man denn Geheimnisse?“

Das mußt du doch besser verstehen, als ich; am Ende soll ich dir noch Unterricht in der Mausekunst ertheilen, willst mich noch gar zum Diebsschulmeister erheben?“

„Sei doch nicht gleich so oben 'naus,“ ermahnte sie lachend, schmiegte sich näher an ihn und fuhr schmeichelnd fort: „Höre Schatz, ob ich so klug bin, als du gewünscht, Geheimnisse findet man in Schriften und Briefen. So hat dir Jener solche entwendet? — Was enthielten sie denn so Wichtiges?“

„Ei sieh, wie klug du bist! Möchtest mich ausholen? Aber dafür fehlt dir doch, selbst wenn ich mehr wüßte, als ich weiß, der rechte Esprit, wie Lenchen zu sagen pflegt. Fehlgeschossen, braunes Liebchen, von mir erfährst du nicht, was jene Papiere enthalten.“

„Also Papiere hat er doch genommen, Papiere, die ein wichtiges Geheimniß enthalten? — Und die trägt er noch bei sich?“ frug die Zigeunerin hochaufathmend. Und, — „halt Graf, jetzt kann ich dir lohnen!“ murmelte sie seitwärts, dann wandte sie sich wieder zu Christoph und sagte mit verschmitztem Blicke: „Hat er sie noch in der Tasche, sind sie nicht mehr sein, sobald ich will, und liegt dir viel daran, sollst du sie wieder haben, doch erst versprich zu thun, was ich von dir verlange.“

„Und das wäre?“

„Sollst bei uns bleiben, Schatz. Wir führen ein lustiges Leben, zu Zeiten wenigstens; Niemand hat uns zu befehlen, der Augenblick ist unser bester Freund, wir nehmen ihn, wie er kommt und greifen ungehindert, was er beut.“ Sie schlug bei diesen Worten den Arm fester um Christoph, sah ihn herausfordernd an, und fuhr dann vertraulich fort: „Ich mache dich zum Hauptmann der Bande, so wahr ich Marianne heiße und du mir gefällst. — Schon Morgen kannst du es werden, schmucker Geselle. Hier meine Hand, schlag ein.

„Ein verteufelt schnelles Avançement!“ lachte Christoph, von einem lustigen Humor bei diesem

Anerbieten überfallen, und schlug mit derben Schlage in die Hand der Zigeunerin.

„Gelt, das gefällt deinem Hochmuthe, das zieht? Dachte ich's doch, daß du nur kein gemeiner Gauner werden wolltest, aber Hauptmann, — ja, das hat schon Vornehmere verlockt, als du bist. Nun du zugeschlagen in meine Hand, ist es so gut als ausgemacht. Unser Hauptmann tritt ab, morgen verschaffe ich dir seine Stelle und werde dein Weib."

„Welche Ehre!" lachte Christoph. „Will mir's aber beim Tageslicht doch erst noch ein wenig überlegen, braune Schöne."

„Was überlegen, du Narr? Bei uns überlegt man nicht viel, man nimmt Glück und Unheil wie's kömmt." Marianne schmiegte sich zärtlich an ihren Auserwählten und sah ihn mit glühenden Augen verlangend an. Ihr heißer Athem berührte seine Wange, ihr Mund preßte sich auf den seinen. — Dem Pachtersohn wurde es sehr eigenthümlich dabei zu Muthe, und er ließ sich einige Augenblicke ihre kecken Zärtlichkeiten gefallen, doch plötzlich, als hätte ihn der Satan gepackt, schleuderte er mit einem Fluche die braune Verführerin weit von sich hinweg und rief:

„Ich wollte du und das ganze Nest hier lägen in der Hölle, wohin ihr gehört! Komm mir nicht wieder nahe!“

Aber sie sprang auf und stürzte auf ihn zu wie eine wilde Katze, und wäre wohl schlimm mit ihm verfahren, wenn nicht in diesem Augenblick ein langer Geselle hinzugetreten wäre und sie zurückgehalten hätte.

„Was willst du mit diesem?“ zürnte er. „Morgen soll er fort, will der Hauptmann.“

„Was hat der noch viel zu wollen?“ murrte sie. „Er verläßt uns, Anton. Ich hab's erlauscht.“

Der Zigeuner schien einen Augenblick betroffen, dann sagte er gleichmüthig:

„Mag's drum sein! Lange hätt's doch nicht mehr getaugt; — das Revier wird unsicher, — wir müssen weiter ziehen, da oder dorthin. Du bleibst bei mir, Marianne.“

„Den dort hätt ich gern mitgenommen,“ sagte sie mit einem Blicke auf Christoph.

„So lange wir hier im Walde sind, müssen wir dem Hauptmann gehorchen,“ war des Zigeuners Antwort. „Der Fremde muß sicher geleitet werden und der hier soll unbeschadet weiter ziehen.“

„Aber Eins kann geschehen,“ flüsterte sie ihm zu. „Komme, Anton, ich will es dir sagen.“ Sie zog den Zigeuner mit sich fort, ohne noch einen Blick auf Christoph zu werfen, der auch sie an diesem Orte nicht mehr sah.

Man brachte ihn am andern Tage in die Nähe des Schlosses und bedeutete ihn, daß sich dort jener Herr aufhalte, der sich für ihn verwendet habe.

„Und jener Schuft wohl auch,“ frug er, „dessen ihr euch so ritterlich angenommen, als ich ihm gestohlenes Gut wieder entreißen wollte?“

„Der fremde Herr,“ erwiderte ihm sein Führer,“ hat schon am frühesten Morgen unser Revier passirt. Du findest ihn nicht mehr, aber“ setzte er listig hinzu, „wenn er gestohlene Waaren in der Tasche hat, wird ihm die Marianne schon davon helfen, sie ist mit dem langen Anton ihm nach.“

„O, die schwarze Hexe!“ zürnte Christoph, dem Schlosse zugehend. „Wenn sie die Papiere, — doch nein, die sucht nach andern Dingen, nach Geld, — und, — ich wäre ihr auch recht gewesen. Es ist gefährlich, eine solche Einsamkeit, so pechschwarze Augen und solche Manieren; und ganz wohl-

gethan, daß ich heute schon auf freiem Fuße bin, — nun geht's lustig der Heimath zu, — aber die Papiere, — und Crescenz, — und die Zigeunerin, — es soll mich, bei meinem Schutzpatron, sobald nichts wieder aus der Nähe des Jägerhauses bringen."

Am andern Tage verließ Michael in Begleitung Christophs und seiner Diener Schloß Waldfeld, innerlich empört über den Besitzer desselben, bei dem er kein einziges wahres, natürliches Gefühl für Charlotte entdeckt hatte. Das Schloß selbst, mit seinen deutlichen Spuren des Verfalles, erweckte ihm peinliche Gefühle, doch leuchtete ihm aus diesen, wie ein Sonnenblick aus schwarz umzogenem Himmel, das Opfer kindlicher Hingebung hervor. Charlottens Entschluß, sich mit dem Chevalier zu vermählen, wurde ihm begreiflicher und seine Seele hob sich bei dem Gedanken, der sich schnell zur völligen Ueberzeugung gestaltete, daß nicht der leiseste Flecken den hohen Werth des schönen Bildes trübe, das sein ganzes Herz erfüllte. Je reiner und idealer sein Herz und seine Phantasie sich die Geliebte ausmalte, desto fester wurde sein Wille, seine Liebe zu besiegen und als treuester und ergebenster Freund ihr von nun an

zu dienen, desto sicherer das Bewußtsein, es auch zu können. Er verfiel hier in jene schwärmerische Selbsttäuschung, der sich junge reine Herzen gerne überlassen, wenn es ihnen zu schwer wird, ihrem Ideale gänzlich zu entsagen.

Michaels Stimmung war eine gehobene, als er die dichten Waldungen verließ, welche Schloß Waldfeld von dem milderen Rheinthale trennten. Er machte von des Fürsten Erlaubniß Gebrauch und beschloß, da ihm noch volle Zeit dazu blieb, einen Umweg zu machen und die romantischen Ufer des Rheines näher zu besichtigen. Die beiden Diener sandte er voraus und behielt nur Christoph bei sich, dessen ganzes Wesen ihm mehr noch als früher zusagte. Der etwas plumpe Pachterssohn war ein stattlicher Mann geworden und zeigte bei einem offenen, graden Sinn sehr erfreuliche Spuren von Bildung und weichem Gemüthe. Die Liebe gab dieser derben, guten Natur die Weihe tieferer Empfindungen und entwickelte immer lebendiger den Bildungstrieb, der in ihr lag.

Christoph's offenes Gemüth machte Michael bald zum Vertrauten seiner Liebe, seiner Hoffnungen und Befürchtungen, und fand warme Theilnahme

bei ihm. Dadurch mehrte sich seine Ergebenheit für denselben bedeutend, nur hätte er gar zu gerne auch Genaueres von dem Zustande seines Herzens erfahren, besonders inwiefern das Andenken Klaras noch darin lebe. Allein Michael erwähnte der bleichen Nonne nicht, und so vertraulich er sich auch mit ihm unterhielt, wagte er doch keine Frage deßhalb.

So zogen sie über ruinengeschmückte Berge, durch grüne Thäler voll idillischen Friedens, an freundlichen Dörfern und ummauerten Klöstern vorüber. Bald ritten sie längs dem Ufer des Stromes hin, bald schifften sie hinüber und herüber, folgten hier einer lustigen Kirchweihmusik, dort einer Procession wallfahrender Beter, oder dem Läuten eines hellen Glöckleins in einer alterthümlichen Kirche. Der Reiz der Romantik, welcher in dieser Gegend Alles umgab, fesselte Michaels Phantasie und sein Herz verwob damit die Erinnerungen seiner Kinderjahre. Wunderglaube und mährchenhafte Sagen, welche aus Klöstern und Burgruinen zu ihm sprachen, umhüllten mit ihrem romantischen Dufte das klare Nachdenken und erhöhten seine schwärmerische, entsagungsmuthige Stimmung. Der

Sieg der Idee über die Anforderungen der menschlichen Natur erschien ihm immer leichter und als er auf dem Thurme der Binger Ruine stand, diesem reizendsten Punkte seiner Reise, und hinübersah über den breiten Strom, an dessen jenseitigem Ufer die graue Brömserburg sich erhob, jene düstere Ruine, in der Charlotte die Tage ihrer Brautschaft zubrachte, da beschloß er mit kühnem Selbstvertrauen, die Briefe ihres Vaters ihr dort zu übergeben und als tröstender Freund ihr zu nahen. Ein leichter Nachen trug ihn hinüber über die bläulich-grünen Wellen. Wie lachten so freundlich rechts und links die hellen Dörfer ihn an, und wie prankten um sie und über ihnen die köstlichen Rebenhügel, geziert mit stolzen Schlössern und noch stolzeren Klöstern. Und unten die Berge voller Ruinen und Wald, mit ihren Schatten den hellen Wasserspiegel verdunkelnd, mit ihren Erinnerungen die Seele erfüllend. Doch Michaels Auge blieb an der grauen Steinmasse haften, welche, aus der Ferne gesehen, nur geschaffen schien, Blumen und Gebüsche zu tragen, denn auf ihrer verwitterten Plattform bewegte der Wind zarte Gesträuche, beschien die Sonne Rosen und Jasmin. Ein Gar-

ten war auf dem kolossalen Mauerwerk angelegt und prangte mit den lieblichsten Kindern der Gegenwart, die keck auf den Ueberresten der Vergangenheit erblühten und hell und freundlich von dem dunkeln Gestein in die lachende Landschaft hinausschauten. Die Burg selbst, umspült von den Wellen des Rheins, sah beim Näherkommen düster und unheimlich aus inmitten der landschaftlichen Pracht, welche sie umgab. Je näher Michael ihr kam, desto beengender wurde ihm das graue Mauerwerk, das gleich einem düstern Zwinger am Ende eines schönen Dorfes lag. Kaum bemerkte man die Fenster an der Vorderseite der dicken Steinmasse, welche alterthümlich geformt, doch auch die neuere Zeit verriethen. Sie schützten vor dem Zuge des Wisperwindes, der mit seinem eigenthümlichen Gesäusel oft plötzlich diese Gegenden durchzieht, einige zierlich eingerichtete, kokett alterthümliche Gemächer, welche die Generalin in einer romanhaften Laune hier einrichten ließ. Der übrige Theil der Burg zeigte seine ursprüngliche Rohheit und durch sie, die Zeit ihrer Entstehung in keiner ansprechenden Gestalt. Doch für eine jugendliche Phantasie hatte diese Ruine mehr als manche an-

dere einen fesselnden Reiz. Der Contrast ihrer finstern Räume mit der lachenden Landschaft um sie her, wie die vielen romantischen Sagen, die gleich Geistern in ihr umherwandelten, boten gar viele anziehende Momente für ein junges Herz, und bargen manche Sympathien mit schwärmerischen Gefühlen.

Charlotte, welche gern Alles mit heiterem Blicke ansah, fand bei den Ausflügen, die sie einigemal hierher gemacht, hauptsächlich den Garten auf der grauen Mauer mit seiner herrlichen Aussicht reizend. Die zierlichen Zimmer mit ihrem alterthümlichen Spielwerke gaben ihr Veranlassung zu scherzhaften Bemerkungen, und die rohen Steinhallen des Mittelalters betrat sie nur, um die Glut ihrer Wangen darin abzukühlen. Als sie nach ihrer Verlobung diesen Aufenthalt wählte, war es hauptsächlich, um ungestört allein sein zu können. Sie wußte, daß in der alten Burg ihr Niemand lang lästig werde, und sie hatte vor Allem das Bedürfniß, allein mit sich zu sein. Die lange zurückgedrängte Liebe zu Michael loderte, durch sein Erscheinen bei ihrem Verlobungsfeste, in voller, bewußter Gluth in ihrem Herzen auf, — daß auch

er sie liebe, hatte sein Blick, sein Ton ihr gesagt, als er kniend vor ihr lag und um Vergebung flehte. Ihr Herz wollte sich gegen ihr Geschick empören, doch die ruhige Besonnenheit sagte ihr bald, daß es vergeblich wäre. Ihr kindliches Pflichtgefühl — alle ihre und Michaels Verhältnisse standen, eine verneinende Macht, zwischen ihren liebenden Herzen. Charlotte erkannte dies, — aber diese Erkenntniß war schwer — und es lag ihr am nächsten, weil sie eine kräftige Natur war, allein durch sich, mit sich selbst fertig zu werden. Darum entfloh sie ihrer geschwätzigen, berathenden, zudringlichen Umgebung, floh in das dunkle Gebäude alter Zeit, um der Gegenwart zu entgehen, bis sie dieselbe besser zu ertragen vermochte. Aber so stark auch ihr Wille war, besiegte ihn doch das Herz, das einsam und verlassen an die romantische Einsamkeit sich hing, und mit dem Bilde des Geliebten sie ausschmückte.

Der Staatsrath, welcher gerne ihr einsames Leben etwas beunruhigt hätte, wurde durch dringende Geschäfte am Hofe zurückgehalten. Die Vorbereitungen zu dem Emser Congreß, der im nächsten Monate stattfinden sollte, nahmen seine

volle Zeit in Anspruch, und der noch immer leidende Fürst wollte ihn keine Stunde entbehren. Ihn selbst fesselte die Wichtigkeit der jetzigen Geschäfte so sehr, daß die Dinge, welche ihn persönlich berührten, in den Hintergrund treten mußten. Nur einmal riß seine Leidenschaft ihn mit sich fort, und er war einige Stunden bei Charlotte, allein diese blieben höchst ungenügend für ihn. Die Empfindungen der schönen Gräfin waren so ausschließend mit Michael beschäftigt, daß sie sich selbst für seine Freundschaft minder empfänglich als sonst zeigte, und der Trost, den ihm seine Ausdauer bot, mit der er alle seine Zwecke verfolgte und meistens auch erreichte, ihm allein blieb, ihm aber hier nicht recht genügen wollte. Seine politische Thätigkeit jedoch verscheuchte einigermaßen seinen Verdruß wieder und er hielt die Hoffnung aufrecht, welche er auf die Gräfin Ehrthal gesetzt.

Die muntere Charlotte überließ sich indessen ungewohnten Träumereien, in denen ihr auch die bleiche Nonne des Agnesenklosters vorschwebte, aber das farblose Bild dieses geheimnißvollen Wesens trat nicht mehr störend zwischen ihr Herz

und Michael. Wie nahe auch jene Erscheinung ihn berühren mochte, — er liebte sie, sie allein, — daran glaubte sie jetzt fest und dieser Glaube, so vieles Weh er auch nach sich zog, wurde dennoch ihr süßester Trost.

In den düstern Steinhallen, wo sie jetzt am liebsten weilte, weil es hier am einsamsten war, fiel ihre Seele immer mehr einer melancholischen Stimmung anheim, die ihr sonst völlig fremd gewesen. Sie zog sich von den Bildern heiterer Anschauung zurück und flüchtete in die Sagenwelt, welche ihr Mährchen voll Liebesglück und Liebesschmerz aus den grauen Mauern erzählten, in die sie ihr eignes Liebesleid geflüchtet. Des Ritter Brömsers blondes Töchterlein, wie sie am Herzen des Geliebten ruhte, wie der harte Vater sie von ihm trennte, ihr den Schleier statt des Brautkranzes reichte und sie verfluchte, weil sie der Liebe Schwur höher hielt, als des Vaters Gelübde, beschäftigte oft stundenlang ihre Phantasie, und wenn der Abend kam und der Wisperwind durch die offenen Hallen strich, leisen Seufzern ähnlich, da war es ihr, sie vernehme die klagenden Töne des armen Burgfräuleins, das

des Vaters Fluch wahnsinnig gemacht und der Liebesschmerz in die Wellen getragen.

Ihre blühende Wange erbleichte in der einsamen Burg, ihr blitzendes Auge glänzte milder, und Thränen, die es noch selten umflort, drängte das liebevolle Herz immer wieder in die klaren Sterne.

Der helle Sonnenglanz trieb sie in die weite, düstere Halle, den einstigen Sitz mittelalterlicher Freuden. Rohe Steinbänke liefen an noch roheren Mauern hin, um einen großen steinernen Tisch, der selbst der Faust des besten Ritters zu widerstehen vermochte. Charlotte ließ sich auf die kalte Bank nieder, legte den runden, vollen Arm auf die rauhe Kante des Tisches, ihr feuchtes Auge darauf und ihre Seele eilte zu schmerzlich geliebten Bildern. Ein leichter Schritt, ein banger Athemzug hallte leise durch das weite Gemach. Michael war es, den man hieher zu der Gräfin gewiesen. „Michael" drang ein sehnsüchtiger Ton an sein Ohr, — es war der Nachhall ihrer Stimme, die sich in dem Gange brach, durch den er eben gekommen. Er sah nach ihr hin, allein ihr Antlitz verbarg der weiße Arm, auf dem es ruhte.

„Gnädige Gräfin!“ stammelte er befangen. „Gräfin Charlotte!“ sprach er lauter.

Sie fuhr rasch empor und sagte staunend:

„Träume ich denn nicht? Ist es denn Wirklichkeit? Michael, Sie hier, bei mir, Sie mein Freund?“

„Ihr Freund, Gräfin, ewig Ihr Freund!“ rief er schwärmerisch und beugte das Knie vor ihr und küßte ihre schöne Hand.

„Mein theurer Freund!“ klang es leise zu ihm nieder, und die Hand, die er nicht hielt, legte sich mit zärtlichem Drucke auf sein Haupt.

Da sah er auf zu ihr, — sie hing an seinem Blicke. Aug' und Seele fanden sich, und Herz an Herz pochten an einander; — es war ein Moment höchsten Erdenglückes, der sie unwiderstehlich zu einander zog, und der Alles verschlang außer dem Gefühl ihrer Liebe.

Der Sonne letzter Strahl gleitete durch die runden Oeffnungen der Mauer und blitzte freundlich über die Glücklichen hin, die sich in Liebe gefunden, und in diesem Gefühle selbst des herbsten Geschickes, der Trennung, nicht gedachten.

Aber das höchste Glück ist nur ein kurzer Moment und dem schönsten Traume folgt das Erwachen.

In der Halle wurde es düster, die Sonne war aus ihr geschieden, ein kühler Luftzug wehte hindurch. Michael und Charlotte erzitterten; — das Leben mit seiner Qual mischte sich in das süße Glück der Liebe. — Sie zog den theuren Freund mit sich fort, hinauf zwischen die Blumen und Gesträuche, unter den klaren Himmel, der sein glänzendes Abendroth in den Wellen spiegelte, und einen lichten Rosaschein über die dunkeln Berge warf.

„Hier laß uns scheiden, ruhig scheiden!" sagte sie in feierlicher Weise „Denn scheiden müssen wir. — Die Seligkeit der letzten Stunde geleite uns tröstend durch das ganze Leben!"

Sie neigte ihr Haupt an seine Brust, — und der Abschiedsschmerz besiegte den Entschluß. — Er küßte ihre Stirne, ihre Augen und den süßen, süßen Mund bis die Abendglocke zur Trennung mahnte. Da schieden sie, doch der Abschied wurde zum Schwur: Ewiger Treue. — Treue bis in's Grab! — Freundschaft hienieden; — Liebe, — ewige Liebe dort über den Sternen! die eben in goldener Pracht im dunkelblauen Aether sich zeigten.

10.

Der Sommer siebzehnhundert und sechs und achtzig brachte verschiedene Ereignisse. Der Illuminaten-Orden, welcher im Jahre zuvor, besonders in Baiern, eine außerordentliche Thätigkeit entwickelt und immer kühner in alle Verhältnisse eingegriffen hatte, löste sich gänzlich auf. Churfürst Carl Theodor von Baiern, welcher jedes nur annähernde Aufklärungsbestreben gründlich haßte, verfolgte diesen Orden so energisch in seinem Lande, daß er selbst einen Preis auf den Kopf seines Stifters, des Professor Weißhaupt setzte. Die Enthüllungen, welche die confiscirten Schriften der Illuminaten brachten, waren nicht geeignet, Sympathien für dieselben zu erwecken, allein der Haß, den das Verfinsterungssystem in Baiern hervorrief, ließ diese in viel milderem Lichte, als sie verdienten, erscheinen und das Interesse an den verfolgten Illuminaten wurde keineswegs geschwächt. Man war gewohnt, sie als Freunde des Lichts und Beförderer guter Zwecke zu betrachten, und da ihr Verfolger bei dem größten Theile in Deutschland in Mißkredit stand, nahm man die Aufklärungen, welche von

dort aus über das innere Wesen des Ordens gemacht wurden, mit mehr Mistrauen als Glauben auf. Dennoch konnte sich der Orden nicht mehr halten, seine Grundsätze waren zu schwankend, sein Treiben zu unklar und seine Häupter, mit wenigen Ausnahmen, von zu selbstsüchtigen Zwecken geleitet. Allein diese Verbindung war doch schon zu sehr verbreitet, und hatte bereits zu viel geheime Macht erlangt, um gänzlich verschwinden zu können. Ihre Hauptmitglieder blieben in enger Verbindung und traten bald darauf in die so lange geheim gehaltene Gesellschaft der „Propaganda“ ein, welche später in Frankreich unter dem Namen der Jakobiner einen so schreckensvollen Ruhm erwarb.

Weit wichtiger jedoch als die Verhältnisse der Illuminaten, war für Deutschland die Kunde von dem Congresse in Ems, den Mainz, Köln, Trier und Salzburg zu Stande brachten. Denn, obgleich man dieser diplomatischen Zusammenkunft den Namen einer Badekur lieh, war ihre Absicht doch längst kein Geheimniß mehr. Die großen Mächte sandten ihre geheimen Agenten an den damals noch sehr kleinen Badeort, besonders bemühte sich Preußen, die Schritte der Abgesandten genau zu

beobachten. Friedrich II., dessen Politik in der letzten Zeit seiner Regierung eine etwas andere geworden war, billigte das Verfahren der Erzbischöfe nicht. Doch er stand am Ende seiner Tage, und der Tod, welcher ihn am siebenzehnten August siebenzehnhundert und sechs und achtzig ereilte, fiel gerade in die Zeit jenes Congresses, der durch seine Forderungen an den päbstlichen Stuhl die deutsche Nation theils mit Bewunderung, theils mit Entrüstung erfüllte.

Joseph II. unterstützte das Emser Aktenstück, und ließ es durch seine Gesandten dem deutschen Klerus empfehlen; allein Roms Einfluß zeigte sich gewichtiger, als die Wünsche des deutschen Kaisers. Der größte Theil der Geistlichkeit blieb dem Pabste treu und der gewagte Schritt der vier Erzbischöfe kam dadurch in eine unangenehme Schwebe.

Der geheime Staatsrath des Churfürsten von Mainz, welcher einen großen Einfluß auf das berüchtigte Aktenstück des Emser Congresses ausgeübt hatte, wollte diese Sache zu einem glücklichen Ende führen, wodurch seine ganze Thätigkeit als Staatsmann so in Anspruch genommen wurde, daß ihm für seine eigenen Angelegenheiten fast keine Zeit mehr übrig blieb.

Gräfin Charlotte hatte, von den gebietenden Verhältnissen bezwungen, dem Chevalier ohne ferneren Widerstand die Hand gereicht, aber sie bewahrte sich eine völlig freie, selbständige Stellung in seinem Hause, und wußte sich jeder zärtlichen Annäherung ihres Gemahls zu entziehen. Der alternde Herr, welcher sich eigentlich, nur um den Wünschen seines fürstlichen Bruders zu genügen und jedem ferneren Drängen überhoben zu sein, zu einer so unbequemen Handlung entschlossen hatte, fügte sich leichter in sein Geschick, als es Charlotte gehofft. Sie derangirte sein Leben so wenig als möglich, behandelte ihn mit stets gleicher Achtung und repräsentirte an seiner Seite die Gräfin Ehrthal so vortrefflich, daß er nach kurzer Zeit sich ziemlich zufrieden mit ihrem beiderseitigen Leben zeigte, und auch die Welt, so weit sie dasselbe durchschauen konnte, nichts dagegen einzuwenden wußte.

Der Staatsrath vermochte mit all seiner Klugheit sich nicht in Charlottens Wesen zu finden, welche, obgleich stets freundlich mit ihm, doch seit ihrem Brautstande viel minder offen und zutraulich gegen ihn war, und als Gräfin Ehrthal ganz gegen seine Erwartungen fest und sicher und mit

einer Heiterkeit, welche ihn frappirte, ihren Weg selbständig ging. Von den Annehmlichkeiten, die er ihr in dieser Stellung prophezeit hatte, wählte sie nach eignem Geschmack das ihr Zusagende. Sie versammelte geistreiche Gesellschaften um sich, suchte die in ihr schlummernden Talente möglichst auszubilden und ihrem Geiste eine immer freiere und weitere Aussicht zu eröffnen. Der Staatsrath wurde von den Fortschritten, welche sie machte, überrascht und ihr früherer Lehrer sah mit Verdruß seine Schülerin sich seiner Schule entheben. Statt seiner mehr als je zu bedürfen, worauf er so sicher gerechnet, wurde er ihr entbehrlich und selbst das, was er als das Günstigste für seine Wünsche ansah, das Liebesbedürfniß ihres jungen Herzens an der Seite eines alten, ungeliebten Gatten, schien sie nicht zu bewegen. Sie lebte scheinbar nur den Anforderungen ihres wißbegierigen Geistes, so weit sich dies mit ihrer Stellung vereinigen ließ, denn nie unterließ sie es, die anstandsvollste Rücksicht auf ihren Gemahl zu nehmen. Der verliebte kluge Herr fing an, an diesem weiblichen Räthsel zu verzweifeln, dessen Lösung ihm nicht gelingen wollte. Seinen Berechnungen und seiner Empfin-

dungsweise lag eine so romantische Liebe, wie sie Michael und Charlotte verband, zu fern, um darin das unübersteigliche Hinderniß zu finden, das sich zwischen ihn und seine Wünsche stellte; und doch lag es so nahe, daß an diesem Hofe und in dieser Umgebung, unfehlbar schon das unerfahrene Mädchen seiner berechnenden Leidenschaft hätte anheimfallen müssen, wenn nicht der Genius einer reinen Liebe sie beschützt hätte. Seit nun vollends die jungen Herzen sich erschlossen, war Charlotte seiner unreinen Leidenschaft gänzlich entrückt. Das selige Bewußtsein getheilter Liebe, erhob sie über die Herrschaft sinnlicher Eindrücke, wie über das Geschick, das sie äußerlich von dem Geliebten trennte. Ein Blick, ein liebes Wort, ein leichter Händedruck von ihm genügten ihr. Es war dies ja so unendlich viel mehr, als sie früher gehabt, und welch ein seltenes Glück war es, welch ein erhebendes Gefühl, in einem so edlen, treuen Herzen zu leben. Sie sah Michael öfter, er besuchte ihre größeren Zirkel, auch bei Hoffesten war er zuweilen in ihrer Nähe. Doch selten kam ein Moment, wo sie ein Zeichen ihrer Liebe, ihrer innigen Freundschaft, wie sie es schwärmerisch nannten, austauschen konn-

ten. Sie führten solche Momente nicht absichtlich herbei, nur wenn der Zufall sie gab, darum wurden sie auch nicht beobachtet, nicht belauscht, und selbst des Staatsraths scharfem Blicke entging das innige Verständniß ihrer Herzen. Nur die Generalin sah etwas tiefer, aber Charlottens Benehmen war so untadelhaft, daß sie keine Beweise für ihre Vermuthungen fand. Ueberdies hatte ein geheimes Liebesverhältniß der jungen Gräfin nichts Anstößiges für sie; — nur Michael gönnte sie ein solches Glück nicht recht, dem Staatsrath aber noch weniger, weshalb sie das Begegnen Michaels und Charlottens durch keine Intrigue zu stören suchte.

Das Uebelbefinden des Churfürsten dauerte fort und der kräftige alte Herr ergraute mit einemmale, auch die Energie seines Geistes litt, ein Umstand, welcher Frau von Coudenhoven nicht entging und den sie auf das Vortheilhafteste für sich benützte. Ihre lebhafte Unterhaltung, ihre unausgesetzte Theilnahme und ihre liebenswürdige Pflege machten sie Friedrich Carl ganz unentbehrlich, wodurch ihr Einfluß immer größer wurde. Es gelang ihr nicht selten die eingeleiteten Maßregeln, welche der Staatsrath dem päbstlichen Stuhle gegenüber für nöthig

erachtete, aufzuschieben, zu mildern, ja oft sogar ganz abzuwenden. Der geheime Staatsrath, welcher seinen Herrn, von körperlichen Leiden gebeugt, überraschend schnell altern sah, fing an, an dem Gelingen des Werkes zu zweifeln, dessen eifrigster Beförderer er war. Auch die verbündeten Erzbischöfe, obgleich sie unmittelbar nach dem Emser Congresse durch freie und selbständige Verordnungen Rom Trotz geboten, fingen wieder an, etwas wankend zu werden, da selbst Kaiser Josephs Macht nicht hinreichende Unterstützung zu gewähren vermochte. Unter diesen kirchlichen Streitigkeiten und Wirren, verlangte man von dem leidenden Churfürsten die Wahl eines Nachfolgers.

„Bin ich denn schon so schwach, so krank, daß man ernstlich daran denkt mich zu begraben?" frug er den vertrauten Staatsrath bei dieser ihm von allen Seiten gemachten Zumuthung.

„Churfürstliche Gnaden! Fürsorge für das Wohl des Landes, —" erwiderte dieser achselzuckend, „dann auch, Erleichterung für Sie selbst," setzte er freundlich hinzu. „Sie bedürfen der Ruhe, der Erholung, gnädiger Herr, — Ihre Jahre —"

„Noch fühle ich Kraft genug in mir, mein

Land selbst zu regieren," unterbrach ihn der Churfürst, seine gebeugte Gestalt stolz emporrichtend. „Wenn man es jedoch durchaus für nothwendig erachtet, daß ein Coadjutor ernannt werde, — nun wohlan, so werde ich bestimmen, wer mein Nachfolger sein soll. Ich denke meine Stimme ist so gewichtig, als die des sämmtlichen Domkapitels."

Der Staatsrath gab hierauf keine Antwort; der Churfürst verließ, mit einem mißtrauischen Blicke auf ihn, sein Arbeitskabinet und zog sich in seine innersten Privatgemächer zurück. Dorthin ließ er Michael zu sich rufen.

Nachdem er befohlen, daß Niemand sie stören dürfe, bedeutete er Michael an seiner Seite Platz zu nehmen, legte vertraulich die eine Hand auf seine Schulter, während er mit der andern die des jungen Mannes faßte und ihm bewegt in das schöne Antlitz sah.

„Der Zeitpunkt naht heran" begann er mit jenem gedämpften Tone, den man bei Eröffnung von wichtigen Dingen unwillkürlich annimmt, wenn man sich auch noch so unbelauscht weiß, „der Zeitpunkt mein Sohn, wo deine Laufbahn beginnt, wo das, was dein Geist in einer Reihe

von Jahren in sich aufgenommen, in Wort und That hervortreten soll. Niemand ahnt, was ich mit dir vorhabe, was du mir werden sollst. Es blieb treu verwahrt in meiner Brust; — nur dich selbst ließ ich es einmal ahnen. Denkst du noch daran, Michael, und hat die Idee in dir fortgelebt, einst eine mächtige Stellung einzunehmen?"

„Gnädigster Herr!" rief der junge Mann überrascht. „Sie wollten wirklich?"

„Einen Nachfolger wählen lassen," fiel der Churfürst ein. „Man verlangt es ja dringend von mir; — o, ich merke es wohl, sie glauben, ich wanke dem Grabe mit schnellen Schritten zu, aber dem ist nicht so, — ich fühle mich wieder kräftiger, — meine Aerzte versprechen mir ein langes Leben, — und so lange ich lebe, will ich auch herrschen. Der künftige Coadjutor soll meine Schritte nicht bewachen, — ich will weder ein offenes Einmischen in meinen Handlungen, noch eine geheime Controle derselben. Auch von dem Einflusse meiner nächsten Umgebung," setzte er leiser hinzu, „will ich mich unabhängiger zu machen suchen. Ich werde dir demnächst einen Theil der Staatsgeschäfte übertragen, — du sollst ein Schüler des

weisen Staatsraths werden, in seine Fußtapfen treten und dann —" er hielt inne; „du stehst meinem Herzen nahe, Michael," fuhr er nach einer Pause fort, „du liebst mich und wirst nicht eigenwillig handeln unter der Larve der Unterthänigkeit, wie die, welche mich zu beherrschen trachten. Ich liebe dich, will dein Glück! Deiner Seele kann ich mich vertrauen, ich täusche mich nicht. Darum will ich sie in das Vermächtniß des Churfürsten legen, denn sein Geist soll in dir fortleben. — Zu meinem Nachfolger ernenne ich meinen Vetter Dienheim. Seine Beschränktheit und Gutmüthigkeit bürgen für seine Abhängigkeit von mir und — von dir. — Du sollst einst als sein erster Minister das mainzer Churthum in meinem Sinn und Willen fortbeherrschen. Ich gab dir vor Jahren im Scherze den Titel Geheimschreiber, du sollst ihn behalten, und sobald ich dir die Priesterweihe ertheilt habe, beginne deine Laufbahn im Staatsdienste. Der weltliche Rock weiche dem geistlichen, dieser begleite ihn nur als ein deckender Schild. Die Welt und das Leben bleibe dein Beruf, dem die Kirche nur eine höhere Weihe verleihe. Sobald der schwachköpfige Domherr zu

meinem Nachfolger ernannt ist, trittst du in seine Dienste."

„Aber Dienheim? Gnädigster Herr", entgegnete Michael, „ihn kann doch unmöglich das Domkapitel zu Ihrem Nachfolger erwählen."

„Wenn es mein Wille ist, wird es geschehen, „erwiderte der Churfürst sich erhebend.

„Man spricht von Dalberg, gnädigster Herr!" fuhr Michael fort. „Und er wäre auch wohl Ihr würdigster Nachfolger."

„So, man spricht schon von ihm? Man nennt bereits seinen Namen als künftigen Regenten?" rief der Churfürst heftig. „O ja, ich weiß. Ist kein Dalberg da? lautet der berühmte Spruch bei der Kaiserkrönung und zeigt sich ein Dalberg, ist er der Erste zum Ritterschlag. Aber nicht überall soll ein Dalberg der Erste sein, — hier nicht, um meinen Ruhm zu verdunkeln. Dienheim, mein Vetter werde Coadjutor. Friedrich Carl will fortleben in dir, mein Sohn, und die Welt soll erkennen, daß auch noch nach meinem Tode mein Wille etwas gilt. Dir allein, Michael', vertraue ich diese meine innersten Gedanken. Bewahre sie gut. — In den nächsten Tagen schon

weihe ich dich zum Priester. Die Wünsche deiner Mutter vereinen sich in deinem Priesterthume zu schöner Harmonie mit meinen Plänen und aus beiden erwachse dir eine große Zukunft."

„Meine Mutter, gnädigster Herr! dachte doch wohl an eine andere Zukunft für mich?" wandte Michael mit einem wehmüthigen Lächeln ein. „Lassen wir sie weg aus diesen Plänen, die, ich gestehe es Ihnen offen, mir nicht recht zusagen wollen."

„Wie?" frug der Fürst ihm nahe tretend. „Du könntest noch so jugendlich befangen sein, ein solches Glück nicht zu fassen, nicht davon begeistert zu werden?"

„Ich werde treu an Ihrer Seite bleiben, gnädigster Herr! Meine Dienste sind Ihnen geweiht, so lange Sie deren bedürfen, doch lassen Sie uns nicht zu kühn an die Zukunft denken, ist doch die Gegenwart schon so schwankend, nirgends ein fester Halt."

„Deßhalb wollen wir einen solchen für uns finden, junger Mann. Du wirst von meinem Willen und meiner Erfahrung dich leiten lassen."

„Ich werde in den geistlichen Stand treten," erwiderte Michael, „wie es längst bestimmt ist.

Die traurigen Verkettungen des Geschickes meiner Mutter und deren Folgen für mich, machen es mir sogar wünschenswerth, obgleich ich keinen besonderen Beruf für diesen Stand in mir fühle; doch da meine Thätigkeit hauptsächlich dem Staatsdienste gehören wird, so sind die priesterlichen Functionen ja sehr leicht für mich. Ich werde ihnen nachkommen, so viel es die Vorschrift erheischt, sonst aber den Staatsgeschäften und der Wissenschaft leben, und ihnen und Ihrem Willen dienen, gnädigster Herr, so viel mir dieses möglich ist. Sie waren der Freund meiner unglücklichen Mutter — sind mein Beschützer, mein Wohlthäter; was tiefgefühlte Dankbarkeit und ein treu ergebenes Herz Ihnen zu sein vermögen, werden Sie stets in mir finden. Verlangen Sie vorerst nichts weiter, — stellen wir es der Zukunft anheim."

Michael küßte die Hand des Churfürsten, der sich etwas ermattet in den Sessel zurücklehnte.

„Geh' jetzt, mein Sohn!" sagte er nach einer längeren Pause. „Gehe und bereite dich vor, in den nächsten Tagen deine erste Messe zu lesen."

Michael verbeugte sich und verließ den Churfürsten, von einem unheimlichen Gefühle beschlichen,

das er nicht zu überwinden vermochte und ging auf sein Zimmer. Dort fand er zu seiner großen Ueberraschung den Eremiten.

Vater Bernhard hatte ihn noch nie im Schlosse besucht, betrat überhaupt nur höchst selten die Stadt, gewöhnlich nur zur Nachtzeit und nur dann, wenn er dringenden Anforderungen an seine Heilkunst nicht ausweichen konnte. Michael hatte sich mehr von ihm entfernt gehalten, seit er Cato im Schlosse Waldfeld getroffen, dessen Namen und sonderbares Betragen im Jägerhause er von Christoph erfahren. Er vermuthete, daß Graf Waldfeld ebenfalls derselben Verbindung angehöre und fing an, den Zwecken des Ordens zu mißtrauen. Dies brachte ihn zu reiferem Nachdenken darüber und er gab die Idee, ein Illuminat zu werden, gänzlich auf. Die Aufhebung dieses Ordens kam ihm ganz erwünscht, da er sich noch immer nicht von dem Einflusse emancipiren konnte, den Vater Bernhards Nähe auf ihn ausübte und er sich zugleich gestehen mußte, daß er diesem in Bezug auf seine Aufnahme zu viel versprochen. Doch eben so wie es ihm dem Eremiten gegenüber eine Erleichterung war, seines Versprechens sich

entbunden zu sehen, ebenso schien es Vater Bernhard erwünscht, sein Drängen dazu aufgeben zu können. Er kam nach den Ereignissen in Baiern nie mehr darauf zurück, obgleich Michael ein noch fanatischeres Feuer in seinen Augen bemerkte, als früher.

Als Michael in sein Zimmer trat, erschrack er beinahe vor der hohen Gestalt in der braunen Kutte.

„Ich komme zu dir, um Abschied zu nehmen," sagte der Eremit, ihm entgegentretend. „Eine heilige Mission ruft den Klausner aus dem stillen Walde fort, vielleicht heute Nacht noch, — vielleicht erst in einigen Wochen; — doch ich werde scheiden, Michael, und möchte es nicht, ohne dir Lebewohl gesagt zu haben."

„Und wohin, Vater Bernhard, wohin wollt Ihr gehen?"

„Ich kehre wieder," gab er ausweichend zur Antwort. „Vielleicht bald, — vielleicht erst nach Jahren, — aber ich kehre wieder."

„So werden wir uns einst wiederfinden!" rief Michael freudig, den der Gedanke, für immer von dem Eremiten zu scheiden, unangenehm berührte.

„Ja, wir werden uns wieder begegnen," erwiderte er düster und sein Auge schweifte unruhig umher. „Aber ob so, ob anders —" er hielt inne, und sein Ton klang bekümmert, als er nach einer kurzen Pause fortfuhr: „Du gehörst ja zu Denen, die beschränkten Sinnes das Walten freier Geister nicht begreifen. Wenn wir uns wieder begegnen, dann Michael, dann —" er faßte ihn heftig an und wie von einem plötzlichen Gedanken hingerissen, fuhr er in gedrängter Rede fort: „Folge mir, entsage dem Wahne, in dem du seither gelebt, den Vorurtheilen, die deinen edlen Geist umfangen, — schwöre Haß den Truggebilden, welche dich umstricken, zerreiße und löse alle Verhältnisse, welche dich binden — folge mir! Noch bin ich Illuminat, obgleich dieser Name erloschen scheint. Alle freien Geister gehören diesem Orden an, mag man ihn verfolgen oder nicht. Die Gleichgesinnten finden sich stets zusammen, da oder dort; — sie finden sich, schützen sich, reichen sich die Hände, — und der große Bund wird siegend über die Erde schreiten, wenn die Stunde der Erlösung von dem Elende der Vergangenheit naht. Folge mir, Michael, in ein anderes Land. Dort wird die Fahne der Freiheit zuerst sich erheben!

Alle Völker werden sich unter sie schaaren, die Nationen werden als solche aufhören, und der höhern Idee allgemeiner Menschheit und Freiheit die ganze Erde gehören."

Sein Auge flammte fanatisch, sein ganzer Körper war in einer bebenden Bewegung, von der überwältigt, er in einen Stuhl zurücksank. Michael legte besorgt den Arm um seine Schulter und sagte sanft:

„Ihr seid so aufgeregt, Vater. Ihr solltet nicht solchen Träumen nachhängen. Reißt Euch von diesen Verbindungen los, die Euern Geist verwirren, es bangt mir um Euch; bleibt in Eurer stillen Klause! Wie viel Gutes könnt Ihr dort thun? Die Armen, die Kranken finden in Euch einen Tröster, einen Freund. Alt und Jung, Mutter und Kind nahen Euch und flehen vertrauensvoll um Eure Hülfe. Bleibt, guter Vater, bleibt bei ihnen!"

„Bei ihnen?" rief der Clausner mit wildem, verwirrten Blicke. „Bei der Mutter und dem Kinde? O, sie sind ja beide todt. Sie starb, als der Dolch den Knaben traf; — an ihrem Grabe soll ich weilen? — Nein, — nein, — fort mit

der Vergangenheit, — in der Zukunft nur liegt Heil! — — Doch was sprach ich?“ unterbrach er sich besinnend. „Michael, vergieb, — ich habe oft wilde Träume, — schlimme Phantasien, — die Einsamkeit des Waldes erzeugte sie, — sie werden verschwinden in einem bewegteren Leben: Gehab dich wohl, mein Sohn. Ich mußte dich lieben, seit ich dich dem Tode entrissen, und möchte dich jetzt hassen, weil du lebst und mir nicht gehörst, — doch ich kann es nicht. — Lebe wohl Michael, lebe wohl!“

Er preßte ihn fest in seine Arme und küßte ihn auf die Stirne.

„Ich werde noch zu Euch kommen, Vater!“ sagte Michael gerührt.

„Nein — nein — sollte ich auch noch länger weilen. Nein, bleibe, komme nicht mehr in die Clause. Der Abschied ist so schwer! Lebe wohl, Michael! Lebe wohl!“

II.

Am Hochaltare der Cathedrale zu Mainz stand Michael, als junger Priester seine erste Messe zu

lesen. Er sah bleich und angegriffen aus, wie von einem innern Kampf geängstigt. Den hohen Chor füllten die Geistlichkeit, der Adel und die fremden Gesandten. Das Schiff der Kirche wogte von einer bunten, dicht gedrängten Menge, aus welcher besonders viele Frauen- und Mädchengesichter herauslugten. Der junge schöne Gelehrte, der bevorzugte Günstling des Churfürsten, den die Welt seinen Sohn nannte, war ganz geeignet, das Interesse besonders des weiblichen Theiles der Bevölkerung von Mainz in Anspruch zu nehmen, und Michael hatte schon längere Zeit das Glück, der Gegenstand ihrer Aufmerksamkeit zu sein. Was Wunder, wenn heute bei seiner ersten priesterlichen Handlung die weiten Hallen des Domes sich überfüllten.

Unweit des Altars, etwas zur Seite, kniete Frau von Coudenhoven, neben ihr Gräfin Ehrthal. Die frischen Rosen auf Charlottens Wangen leuchteten heute viel minder hell, als sonst, auch war aus den schönen, regelmäßigen Zügen ihr größter Reiz, der heitere, offene Ausdruck entflohen und hatte einem trüben Ernste Platz gemacht. Die strahlenden Augen blieben starr auf das Gebetbuch

geheftet, in das aus den langen dunkeln Wimpern langsam eine Thräne um die andere fiel. Bei den Tönen von Michaels Stimme, bei seinem heiligen Gesange, erzitterte sie merklich, ja ihr ganzer Körpes zuckte oft plötzlich zusammen, — eine Nervenerschütterung, die man sonst nie an ihr bemerkte. Frau von Coudenhoven beobachtete die Gräfin so aufmerksam, als der Anstand und der heilige Ort es erlaubten.

Nach dem Gottesdienste wurde die Ernennung Michaels zum Geheimschreiber des Churfürsten bekannt gemacht, und er erhielt dadurch eine eben so bedeutende als bedeutsame Stellung am Hofe.

Abends war große Tafel im Schlosse, wo der junge Priester die Bevorzugung genoß, an der linken Seite des Churfürsten zu sitzen. Neben ihm war der Platz der Gräfin Ehrthal und ihres Gemahls. Ihnen gegenüber bemerkte man unter vielen vornehmen Gesichtern die ungemein freundliche Miene des Staatsraths, und den reich mit Blumen und Brillanten geschmückten Kopf der Generalin.

Charlotte sah wieder frischer und heller aus, als in der Kirche, doch klang der frohe Ton, den

sie anzustimmen versuchte, geschraubt und die Scherze, welche sonst so leicht und harmlos von ihren Lippen flossen, hatten einen herben Beigeschmack. Michaels priesterliche Weihe machte einen peinlichen Eindruck auf sie, obgleich sie keinen bestimmten Grund dafür finden konnte. Es war ihr nur zuweilen, diese geistliche Würde trenne sie mehr noch von ihm, als selbst ihre Verbindung mit dem Chevalier. Sie zürnte über sich ob solcher Empfindungen, denn Michael konnte ja unter allen Verhältnissen ihr treuer, lieber Freund bleiben.

„Sie sind jetzt ein hochwürdiger Herr geworden", scherzte sie mit ihm, ein Lächeln erzwingend. „Darf ich es denn noch wagen, mich Ihre Freundin zu nennen, ein solches Weltkind, wie ich eines bin? Wahrlich, wenn ich nicht Gräfin Ehrthal wäre, wünschte ich in ein Kloster zu gehen, um nur auf derselben Höhe geistlicher Würde mit Ihnen zu stehen."

„Das würde uns aber gänzlich trennen, gnädige Gräfin, und mir das Glück rauben, in Ihrer Nähe zu weilen", erwiderte er, bemüht, auf den von ihr angeschlagenen Ton einzugehen.

„O, nicht doch, hochwürdiger Herr!" fuhr sie

lebhafter fort. „Sie müßten jedenfalls Beichtvater in jenem Kloster werden, das ich erwählte. Da würde ich Ihnen dann alle meine kleinen und großen Sünden beichten und mit einer leichten Strafe davonkommen. Nicht wahr?“ Sie wollte ihn lachend ansehen, allein ihr Auge wurde feucht, und schnell wandte sie sich zu ihrem Gemahl, einige nichtssagende Reden mit ihm wechselnd.

„Sprachen Sie nicht vom Klosterleben?“ frug der Staatsrath über den breiten Tisch hinüber. „Ich könnte Ihnen eine sehr interessante Klostergeschichte mittheilen.“

„So lassen Sie hören!“ antwortete die Gräfin.

„Ohne Zweifel erquickt uns der hochwürdigste Herr mit einer frommen Mähre aus dem Kloster der heiligen Agnese,“ mischte sich Frau von Coudenhoven ein, „denn er war längere Zeit Beichtvater dort, — als der Herr Staatsrath noch nicht ganz so weltlich gesinnt war wie jetzt.“

„Sie haben in der Hauptsache, wie immer, Recht,“ wandte sich der Staatsrath freundlich zu der Generalin. „Allerdings spielt meine Geschichte in jenen heiligen Mauern, die ich früher als Beicht-

vater betrat, doch nicht von daher datirt sie sich, noch weniger aus dem Beichtstuhle, denn Beichtgeheimnisse sind heilig und unveräußerlich, wie Sie als fromme Dame wohl wissen werden. Meine Geschichte ist ganz neu und fängt eben an, das Tagesgespräch in der Stadt zu bilden, sie handelt von einer inspirirten Nonne, welche ihre Schwestern zur Heiligen erheben."

„Also ein Seherin, eine Prophetin!" rief Charlotte lebhaft. „Das ist interessant, da ließe sich vielleicht Manches erfahren!"

„Ohne Zweifel, gnädige Gräfin!" erwiderte der Staatsrath. „Denn sie verkündet nicht nur die Zukunft, sie soll auch von vergangenen Dingen erzählen, — und dies ist, nach meiner Ansicht, das Pikanteste an der Sache."

„Sie spotten über alles Wunderbare," warf die Generalin ernsthaft ein.

„Was das Schlimmste für mich selbst ist, gnädige Frau," erwiderte der Staatsrath, „da der Geister- und Wunderglaube eben von vielen Seiten ganz außerordentlich protegirt wird."

„Doch nicht von der meinen" fiel der Churfürst ein; „und ich werde wohl dem Wunder des Agne-

senklosters etwas näher auf die Spur zu kommen suchen müssen."

„O, thun Sie dies nicht, gnädigster Herr," bat Charlotte. „Stören Sie die heilige Seherin nicht, jedenfalls lassen Sie uns zuvor ihre Wundergabe prüfen. Ich möchte gar zu gerne einen Blick in die Zukunft thun, und mit einer Heiligen kann man das eher wagen, als mit dem dämonischen Auge einer Zigeunerin, wie mich unlängst eines verfolgte. Doch bitte, Herr Staatsrath, erzählen Sie weiter."

Der Churfürst nickte seiner schönen Schwägerin freundlich zu, wandte sich dann zu seiner Tischnachbarin zur Rechten, und schenkte der Klostergeschichte keine Aufmerksamkeit mehr.

Der Staatsrath fuhr fort:

„Die von Oben inspirirte Nonne soll ein so zartes, ätherisches Wesen sein, daß aus dem Kloster das Gerücht sich verbreitet, sie sei direct aus dem Himmel auf die Erde gefallen, oder vielmehr herabgeschwebt. So viel ist gewiß, daß sie auf einmal in der Mitte der frommen Schwestern stand und in himmlischen Verzückungen wunderbare Dinge sprach."

„Ach beste Generalin!" unterbrach Charlotte

munter die Erzählung, „zu dieser Heiligen wollen wir beten, vielleicht verkündet sie uns dann eine glückliche Zukunft, und theilt uns geheime Ereignisse aus der Vergangenheit mit. Glauben Sie nicht auch, daß wir da manches interessante Abentheuer erfahren würden?“

Die Generalin entfärbte sich etwas, doch fiel sie gleich sehr heiter ein:

„Ohne Zweifel, Gräfin, manche pikante Hof- und Stadtgeschichte.“

„Und wohl auch Klostergeschichte,“ ergänzte der Staatsrath mit einem Blicke auf Frau von Coudenhoven. „Wenn sie recht andächtig zu dieser Heiligen beten, schöne Dame, theilt sie Ihnen vielleicht auch etwas Näheres von ihrer Abstammung mit, denn daß diese eine unmittelbar himmlische sei, wie die frommen Schwestern behaupten, stimmt doch zu wenig mit unseren irdischen Ansichten überein, um es ohne höhere Bestätigung glaubhaft zu finden. Es ist sonderbar, wir sind viel eher geneigt, an das persönliche Erscheinen des Satans, als an das eines Engels zu glauben; — wohl nur, weil unsere sündhafte Natur dem Bösen näher verwandt ist.“

„Dagegen streite ich,“ eiferte Charlotte. „Wenn

ich eins davon glauben könnte, würde ich viel eher an das Erscheinen eines Engels, als an das eines bösen Geistes glauben."

„Weil Sie selbst ein Engel sind, schöne Gräfin," bemerkte der Staatsrath galant. „Doch um wieder auf unsere Heilige zu kommen. Man munkelt auch etwas von ihrem früheren irdischen Dasein, — nämlich, daß sie aus einem Kloster desselben Ordens, das jenseits des Rheins in einem stillen, abgeschlossenen Thälchen liegt, in das der heiligen Agnese versetzt worden sei. Aus welchen Gründen, ist unbekannt. Es ist nur ein Beweis, daß sie nicht auf ganz direktem Wege aus dem Himmel in das Agnesenkloster kam."

„Wie nennt sich denn diese heilige Seherin?" frug Charlotte.

„Schwester Maria," war die Antwort des Staatsraths.

„Schwester Maria!" klang es wie ein Echo aus der Brust der Generalin, und sie sank erbleichend in ihren Sessel zurück.

„Was ist Ihnen, gnädige Frau?" frug der Churfürst besorgt, der eben das Auge auf die schöne Freundin gerichtet hatte.

„Die Hitze hier im Saale ist ganz unerträglich!" stammelte sie. „Ich fühle mich unwohl, gnädiger Herr. Erlauben Sie, daß ich mich auf einige Augenblicke zurückziehe."

Der Staatsrath wollte sie hinwegführen, doch auch Michael stand schon zu diesem Dienste bereit an ihrer Seite, und sie ergriff den Arm des Geheimschreibers. Er geleitete sie in ein Privatzimmer des Fürsten, wo gleich darauf Helene sich einfand, die, wo es thunlich war, in der Nähe ihrer Gebieterin sich aufhalten mußte. Die erschrockene Zofe schlug hastig ein seidenes Tuch um die weitentblößten Schultern der Halbohnmächtigen, und wollte darunter die festanliegende Taille etwas lockern. Aber Frau von Coudenhoven, schnell sich erholend, riß ungeduldig das Tuch hinweg und warf es zu Boden.

„Laß mich!" befahl sie. „Ich fühle mich bereits wieder wohl und will sogleich in den Saal zurückkehren. Bleiben Sie, Herr Geheimschreiber, und reichen Sie mir Ihren Arm!" rief sie Michael nach, der sich eben entfernen wollte.

Er wandte sich auf diesen Ruf wieder um, und trat ungeschickt auf das seidene Tuch, das am Bo-

den lag. Helene bückte sich darnach, hob es auf und ein Medaillon, das an einer feinen goldenen Kette hing, kam darunter zum Vorschein. Die Generalin hatte wohl diese bei dem ungeduldigen Abwerfen des Tuches zerrissen und mit demselben zum Boden geschleudert. Michael ergriff den Schmuck, um ihn ihr zu überreichen, aber regungslos blieb er plötzlich stehen, auf das Medaillon blickend, das aufgesprungen war und ein zartes Angesicht zeigte.

„O, mein Himmel!“ rief in jähem Schreck die Generalin, und wollte das Medaillon Michael entreißen, doch er hielt es fest und flehte:

„Nur noch einen Augenblick gönnen Sie mir in das Engelsantlitz zu schauen — Clara, meine holde heilige Schwester? Die bleiche Nonne! Wie kommt ihr Bild in diese ehrende Einfassung, — auf Ihre Brust, gnädige Frau?“

„Unsinniger! Was muthmaßen Sie?“ entgegnete die Generalin in sichtlicher Befangenheit. „Es ist das Portrait einer Freundin, einer längst verstorbenen Jugendfreundin.“

„Nein, gnädige Frau, es ist Clara“, entgegnete Michael mit voller Ueberzeugung. „Nur ein so

engelgleiches Angesicht kann diese Erde tragen; — es ist Clara, die ich auf der kleinen Insel fand, welche Novize zu Altenmünster wurde und die wir beide leblos in dem Hofe des Agnesen Klosters sahen. War sie wirklich todt, gnädige Frau? Oder lebt sie noch? Ist sie vielleicht gar jene heilige Schwester Maria?"

„Sie reden im Wahnsinn!" brauste die Generalin auf. „Wie können Sie mich in Verbindung mit Ihren jugendlichen Träumereien bringen? Geben Sie mir das Bild zurück, es ist mein Eigenthum. Von Ihren Beziehungen zu ihm verstehe ich nichts, und Ihnen ist wohl zu rathen, solche Schwärmereien in Ihrem jetzigen Stande gänzlich aufzugeben.

Er reichte ihr die goldene Kette mit dem Medaillon, das sie in ihrer Brust verbarg und sagte nicht ohne Vorwurf:

„Das Bild tragen Sie auf dem Herzen, das Original nicht in demselben, sonst läge es wohl nicht im Grabe oder stürbe hin, in unnatürlichen Aufregungen."

„Wie können Sie es nur wagen, mir eine Schuld an einer Sache aufzubürden, die mich gar

nichts angeht, die ich nicht einmal verstehe!" rief die Generalin mit größter Heftigkeit.

Michael sah sie ungläubig an, dann sagte er sanft:

„Fürchten Sie nicht, daß ich den Beziehungen zwischen Ihnen und Clara eine bestimmte Deutung gebe, nach ihnen forschen werde. Sie ist der Welt für immer entrissen, ob todt oder lebend, — aber es ist doch wohl verzeihlich, daß es mich, der ich ihrer in inniger Liebe gedenke, verlangt, Gewisses darüber zu hören."

„Da müssen Sie andere Leute als mich fragen" warf die Generalin hochmüthig hin. „Ihr Benehmen ist in der That ganz originell!" Ich wäre wirklich begierig, zu erfahren, was Ihre schöne Tischnachbarin, die muntere Gräfin zu einer solchen romantisch sentimentalen Schwärmcrei für eine Nonne sagen würde?"

Nach diesen Worten verließ sie das Gemach und kehrte allein in den Saal zurück.

Michael trat in schmerzlich aufgeregter Stimmung an das hohe Fenster und starrte in die Dunkelheit hinaus.

Helene, welche bei dieser Scene sich klugerweise

in den Hintergrund des Zimmers zurückgezogen hatte, trat wieder hervor und machte sich bemerklich. Michael drehte sich nach ihr um und ihre Gegenwart schien ihm jetzt erst wieder einzufallen.

„Ach, bester, gnädiger, — hochwürdiger Herr, wollte ich sagen!" begann sie zu sprechen. „Denken Sie nicht weiter über diese fatale Medaillon-Affaire nach, es könnte Sie nur in unangenehme Situationen bringen, denn es giebt wunderliche Ereignisse und Gegenstände in der vornehmen Welt. Mon Dieu, es ist oft besser, gar nicht darüber nachzudenken, als sie im Kopfe herüber und hinüber zu drehen und zu deuten. Ueberdies haben Sie ja Clara längst entsagt, — entsagen müssen. Die war nun einmal für das Kloster geboren."

„Lebt sie noch?" frug Michael.

„Ich denke wohl, Herr Geheimschreiber. Denn, wie Sie wissen, fanden wir ihre Spur in einem Kloster des Rheingaues. Freilich, schon längere Zeit konnten wir nichts mehr von ihr erfahren."

„In einem Kloster des Rheingaues?" sagte Michael nachsinnend. „Jene Seherin aus dem Agnesenkloster kam aus einem solchen dahin. Hörtest du noch nichts von der Schwester Maria?"

„Doch, Herr Geheimschreiber. Vor einigen Tagen erzählte mir eine Freundin davon, aber ich achtete nicht sonderlich darauf. Es spukt ja oft dergleichen in den heiligen Mauern der Klöster. So viel mir noch im Kopfe davon ist, so soll die Heilige auch Anfechtungen des Satans ausgesetzt sein, und man hat den wunderthätigen Klausner aus dem Walde zu ihr gerufen, der durch Händeauflegen die Zuckungen, in die sie durch die Nähe des Satans verfällt, zu lindern versteht."

„Wenn es Clara wäre!" rief Michael schmerzlich.

„Die Schwester Maria?" frug Helene überrascht. „Ja, ja sie hatte so ein heiliges, überirdisches Aussehen! Und Schwester Maria wurde sie genannt. Aber, mon dieu, es giebt in allen Klöstern Maria's — warum sollte Clara just diese Maria sein? — Und dann auch, — für die Sachlage unserer Verhältnisse ist es einerlei. Drum schlagen Sie sich alle Gedanken darüber aus dem Sinne! Sie und ich, hochwürdiger Herr Geheimschreiber, sind eben von dem Schicksale zur Entsagung bestimmt. Christoph hat ein glücklicheres Loos. Crescenz ist sein Weib, und sie leben wie die Vö-

gel im Hanfsaamen im Jägerhause bei dem alten Brummbär. Es war doch recht erfreulich, daß der alte Jäger gleich nach meines Bruders confuser Irrfahrt, auf der Sie ihn glücklicher Weise gefunden, sein Jawort gab. Der Papierdieb soll ihn dazu bestimmt haben. Ich versprach mir wenig Gutes von solcher Protection, aber Christoph und Crescenz sind glücklich, und damit muß man zufrieden sein. Mir geht es nicht so gut. Der Müller, für den sich meine Wenigkeit interessirte, ist auf und davon gegangen; — auf gut Glück in die weite Welt hinaus. Le pauvre garçon! Was will man machen? Man muß sich zu trösten suchen, so gut es eben geht. Leider wird's mit dem bischen Jugend bald zu Ende sein."

Sie seufzte und beugte das Köpfchen. Michael, der ihrem Geplauder nicht sehr aufmerksam zugehört hatte, sagte zerstreut:

„Viel Glück, Mamsell Helene!"

„Viel Glück, wenn der Liebhaber auf und davon ist? Spotten Sie meiner, Herr Geheimschreiber? Meiner, die es immer so herzlich gut mit Ihnen vorhatte? Es war wohl nur in der Zerstreuung so geredet, — denn Sie haben wie ich

viel zu denken über die Entsagungslehre. Aber Sie sind doch viel besser daran als ich, denn, sehen Sie, trotz meiner Hoffähigkeit hängt meiner Person noch immer das Bürgerthum an, und ich verfalle immer wieder in recht spießbürgerliche Empfindungen. Das ist eigentlich sehr fatal, denn meine Stellung erfordert es durchaus anders, — es muß eben im Blut stecken, und die Frau Rheinmüllerin hätte wahrhaftig nicht nöthig gehabt, sich so sehr gegen meine vornehmen Gesinnungen aufzulehnen, sie verläugnen meine Herkunft keineswegs. Bei Ihnen, Herr Geheimschreiber, ist es ein anderes. Sie sind schon vornehm zur Welt gekommen, und wenn Sie nur erst den rechten Hofesprit inne haben, wird Ihnen das Leben ganz andersfarbig vorkommen, als es bis jetzt der Fall zu sein scheint. Ich wünsche Ihnen dieses in kürzester Frist, denn was Besseres weiß ich Ihnen nicht mehr zu wünschen, seit ich die Tonsur auf Ihrem Haupte sehe. Mon dieu, was eilten Sie auch so sehr damit? Sie hätten noch einige Jahre warten und hoffen sollen."

„Auf was?" frug Michael leicht hin, doch eine trübe Wolke zog über seine Stirn.

„Auf was? Ei auf die schöne Gräfin Ehrthal,“ flüsterte ihm die Zofe vertraulich ins Ohr. „Lebt denn so ein alter Herr, wie der Chevalier, ewig? Und ich setze meinen Kopf zum Pfande, die schöne Gräfin wäre zum zweitenmale nur mit Ihnen vor den Altar getreten.“

Michael fuhr, wie von einem Blitze getroffen, zusammen, er erbebte und erblaßte, dann strömte das Blut glühend heiß nach seinem Herzen, seinem Kopfe und taumelnd hielt er sich an der Lehne eines Sessels. Was sein reiner Sinn nie gewagt zu denken und bisher außer dem Bereiche seiner Empfindungsweise gelegen, drängte sich ihm jetzt plötzlich durch das gutgemeinte, unüberlegte Geplauder Helenens auf. Er wollte es von sich weisen, als seiner und Charlottens unwürdig, aber seine Sinne sträubten sich dagegen, seine Phantasie sah plötzlich die Geliebte im dunkeln Wittwenschleier, und sein Herz hörte sie zärtlich flüstern: jetzt könnte ich dein gehören, aber du bist Priester. — Lebe wohl.

Die niedliche Helene hatte keine Ahnung, welchen Sturm sie bei Michael heraufbeschworen. Ihr leichtes Wesen, das zwischen dem frivolen

Einflusse ihrer Umgebung, der Liebe zu dem Müller und der Sehnsucht nach einer eignen Häuslichkeit hin und herschwankte, fand das, was sie ausgesprochen, eben so natürlich als praktisch, und begriff kaum, daß Michael und Charlotte nicht schon selbst darauf gekommen; ebenso natürlich schien es ihr aber auch, daß Michael sich jetzt dieselben Lebensansichten aneignen müsse, welche sie am Hofe so vielfach vertreten sah, und in denen man dort das Glück suchte und auch zu finden schien. Sie begriff den jungen Mann nicht, als er sie plötzlich, ohne ein freundliches Wort, verließ.

Er ging jedoch nicht, wie sie vermuthete, in den Saal zurück, sondern in den Garten hinab, den heißen Kopf, das wallende Blut erst abzukühlen.

Sein langes Ausbleiben fiel auf, und Frau von Coudenhoven unterließ es nicht, einige zweideutige Bemerkungen darüber hinzuwerfen. Als er endlich wieder in den Saal trat, betrachtete ihn Charlotte mit aufmerksamem Auge, und wie er sich ihr näherte, an ihrer Seite sich wieder niederließ und mit ihr sprach, war es ihr, als sei Bewegung, Blick und Ton an ihm verändert. Theil-

nehmend wandte sie sich zu ihm hin, faßte unbemerkt seine Hand und flüsterte:

„Was ist Ihnen begegnet, lieber Freund?“

Bei ihrer Berührung erbebte er, bei ihrer Frage sah er sie glühend an und wandte sich dann von ihr hinweg. Schwärmerische Liebe rang mit den hervorbrechenden, glühenden Empfindungen und Wünschen eines jungen, feurigen Lebens. Das Verlangen nach dem Besitze der Geliebten war mit aller Leidenschaft in Michael erwacht, als ihm die Möglichkeit desselben vorgeführt wurde, und steigerte sich zu namenlosem Schmerze bei dem Gedanken, diese Möglichkeit verscherzt zu haben. Der Schwur, der ihn an die Entsagungslehren seines Standes band, wurde ihm mit einemmale zu ungeheurer Qual und vergebens stellte er dieser das unedle Motiv entgegen, welches seine Leidenschaft aufgestachelt. Das unabwendbare, irdisch menschliche Sehnen bedrohte sein junges gebundenes Leben mit einem schweren Kampfe.

Der früheste Morgen schon fand ihn in den Arbeitszimmern der Martinsburg; er wollte durch angestrengte Thätigkeit, heiligen Pflichten und edlen Vorsätzen zum Siege über Liebe und Natur

verhelfen; — aber Arbeit und Studien wollten das heiße Verlangen, das unruhig pochende Herz nicht beschwichtigen.

Nach einigen Tagen schon zeigten sich Spuren des heftigsten Kampfes in seinem trüben Auge und den eingefallenen bleichen Wangen. Der Churfürst bemerkte sein verändertes Aussehen mit steigender Besorgniß und berieth sich deßhalb mit dem Arzte, nach dessen Vorschrift Michael, durch verschiedene Beschäftigungen außerhalb, den anstrengenden Arbeiten des Kabinets so viel als möglich enthoben wurde.

12.

Die wunderbare Geschichte von der inspirirten Nonne trug sich alsbald vergrößert in die Stadt hinaus und erregte Staunen und Neugierde in hohem Grade. Das Agnesen Kloster war bereits im Besitze eines Mirakels, das in einem Tuche bestand, dessen wunderthätige Kraft den Frauen über schwere Stunden leicht hinüberzuhelfen versprach. In den heiligen Mauern, welche bereits ein Wunder bargen, erschien ein neues um so

glaubwürdiger und erregte dadurch das Verlangen, die heilige Schwester zu schauen, in hohem Grade. Bitten, Wünsche und ungeduldiges Drängen an der verschlossenen Klosterpforte wurden so laut, daß sie sich endlich aufthat.

Die Glocke der Klosterkirche rief Glauben und Neugierde dorthin. — Den Hintergrund derselben verbarg ein faltenreicher Vorhang, der sich nach frommem Gesange und lauten Gebeten auseinandertheilte. Auf den Stufen des Altares stand ein bleiches, fast durchsichtiges Wesen, vom weißen Schleier umwallt, an der Seite der heiligen Seherin knieten zwei Nonnen mit erhobenen Händen und zu ihren Füßen befanden sich Weihrauchgefäße, deren Rauch leichte Wölkchen um diese Gruppe schlang.

Das Auge der Heiligen war geschlossen und erst nach längerer Pause, in der aus dem Hintergrunde eine leise, feierliche Musik ertönte, öffneten sich ihre bleichen Lippen, von denen in traumartiger Weise verworrene Worte klangen. Die staunenden Zuhörer, durch die ätherische Erscheinung befangen, suchten und fanden hohe Bedeutsamkeit darin. Aus den mystischen Andeutungen der Seherin trat am deutlichsten die Hinweisung auf die Zerstörung

heiliger Stiftungen, und die unabwendbaren Strafen Gottes deßhalb hervor. Doch blieb ihre Stimme vollkommen eintönig bei diesen Verkündigungen; erst als sie von dem jenseitigen Lohne der Gerechten sprach, erhob sie sich zu unaussprechlich lieblichen Klängen und in holden Bildern, zauberischen Mährchen gleich, beschrieb sie die Freuden des Himmels. Ihre Stimme wurde immer heller und auch ihr Auge öffnete und richtete sich in frommer Verzückung aufwärts. Um die ewige Lampe flammte in diesem Augenblicke ein feuriger Schein, und warf ein magisches Licht auf den Altar und die Inspirirte. Sie hob die Arme empor, — in ihr großes Auge trat ein überirdischer Glanz, ihr Mund bewegte sich convulsivisch, als ringe er nach Kraft, das Inhaltschwere ihres jetzigen Gesichtes auszusprechen, da — plötzlich fielen ihre Arme schlaff herab, ihr Auge schloß sich und in krampfhaften Zuckungen stürzte sie in die Arme der knieenden Nonnen.

Ein Laut des Schreckens drang durch die Kirche. Der Vorhang wurde rasch zusammengezogen und das Mirakel war zu Ende.

Die Menge drängte sich eben so eilig aus der

Kirche fort, als sie hereingekommen war, nur eine tief verschleierte Frau blieb an einer Säule stehen, die sie wie zur Stütze umfaßt hielt. Als Niemand mehr zugegen war, näherte sie sich rasch dem Vorhange und versuchte, ihn auseinanderzutheilen. Doch eine abwehrende Hand wies sie zurück.

„Ich will die Heilige sehen," bat die Verschleierte leise.

„Wer seid Ihr?" frug eine Stimme hinter dem Vorhange.

„Ich will es der Aebtissin sagen, führt mich zu ihr."

„Meldet Euch am Sprachgitter," war die Antwort, und die Verschleierte verließ wankend die Kirche.

Die Somnambüle befand sich in einem lethargischen, todtenähnlichen Zustande auf dem Lager ihrer kleinen Zelle. Eine Nonne stand neben ihr und sah mit theilnehmender Sorge auf sie nieder. Sie seufzte wiederholt und schüttelte mißbilligend ihr umhülltes Haupt. Nach einer Weile öffnete sich geräuschlos die Thüre, eine Nonne, von der verschleierten Dame gefolgt, trat ein und bedeutete die Pflegerin der Kranken, diese nach ihrem Wunsche

bei der Schwester Maria verweilen zu lassen, worauf sie die Zelle wieder verließ.

„Schwester Emerentia,“ klang es unter dem dunkeln Schleier hervor, „Ihr seid hier? Gott sei Dank, daß ich Euch hier finde. Sagt, o sagt mir schnell, ob auch sie, Mathilde, in diesem Kloster weilt?“

Die Nonne machte eine verneinende Bewegung, sah dabei die Verschleierte schärfer an und frug:

„Seid Ihr jene Dame, die ich einst zu ihr geleitete?“

„Durch unterirdische Gänge. Ja, die bin ich,“ fiel die Verschleierte schnell ein. „Ihr könnt mir vertrauen, — ihr wißt wohl —“

„Ich weiß nicht viel, — will nicht mehr wissen,“ unterbrach sie die Schwester. Denn vieles wissen ist eine große Qual. Ihr fragt nach ihrem Aufenthalt. Was frommt es Euch, da sie todtkrank darnieder liegt. Ach, die Arme hat so manches Schwere erfahren und ausgehalten! Gott hab sie selig!“

„Und weßhalb weilt sie nicht hier? Nicht bei dieser?“ frug die Verschleierte und zeigte mit einer schmerzlichen Bewegung auf die scheinbar leblose Nonne.

„Als sie fühlte, daß an kein Aufkommen mehr bei ihr zu denken sei," erwiderte Schwester Emerentia, „sandte sie mich mit dieser Heiligen hieher. Ich wollte nicht scheiden von ihr, aber wenn sie befiehlt, muß man gehorchen. Sie schrieb mit letzter Kraft einen Brief an die Aebtissin dieses Klosters und wir wurden bereitwillig aufgenommen."

„O, sie stirbt!" rief die Verschleierte schmerzlich. „Sonst hätte sie sich nicht von ihr getrennt. Aber auch dieses arme Kind welkt dem Grabe zu. Weßhalb macht man aus ihr eine Seherin, eine Heilige? Warum wird Claras wunderbarer Zustand auf diese Höhe geschraubt?"

„Ach!" seufzte Schwester Emerentia. „Ich kann Euch dieses nicht erklären, wenn ich auch Manches weiß und mancherlei Gedanken mich darob plagen. Nur so viel kann ich mit voller Ueberzeugung berichten, daß sie, die jetzt mit dem Tode ringt, nicht mehr war wie früher, von der Zeit an, wo sie jene Fluchurkunde der heiligen Bilhildis entdeckte. Ihr Herz und ihr Geist hatten früher schon viel gelitten durch den Verfall ihres Hauses, den er verschuldet, er, an dem ihre ganze Seele

hing. Stolz und Ehrgeiz waren von jeher mächtig in ihr, und es kostete sie viel, den Namen ihres alten Hauses verschwinden zu sehen. Doch sie wurde wieder ruhiger bis — Altenmünster unterging. Erst von da an wohnte ein anderer Geist in ihr; sie nannte ihn einen heiligen, — aber es war dem nicht so. Doch mir geziemt es nicht, zu richten darüber. Ich hatte ihr nur zu gehorchen. Als treue Dienerin war ich ihr in das Kloster gefolgt und stets ihrem Willen unterthan, — das Schwerste war mir, als sie mich zwang, sie, die Todtkranke zu verlassen."

Die Verschleierte hörte aufmerksam der Schwester Emerentia zu, dann bat sie dieselbe, eine kleine Weile allein bei der kranken Nonne verweilen zu dürfen. Emerentia entfernte sich und kaum hatte sie die Zelle verlassen, als die Dame ihren dichten Schleier zurückschlug und sich über die regungslose Gestalt der Nonne beugte.

„Armes Kind, der Tod lauert in deinen bleichen Zügen," murmelte sie, und legte ihre heiße Hand auf die kalte Stirne der Kranken.

Bei dieser Berührung athmete jene tief auf. Ein Lächeln erhellte, wie blasser Sonnenstrahl eine

Winterlandschaft, ihr schneeweißes Antlitz und löste seine Erstarrung. Auch ihre Hände bewegten sich, erst langsam über die Decke hin, dann hoben sie sich nach der Dame empor.

Diese trat zurück.

„Warum entfliehst du?“ klang es kaum hörbar von den bleichen Lippen, aber so schmerzlich, daß die Dame sich sogleich wieder zu der Kranken niederbeugte.

„Ihr seid krank, Schwester Maria?“ sagte sie mit bebender Stimme. „O, sprecht, werdet Ihr bald wieder genesen?“

Die Somnambüle gab hierauf keine Antwort, doch wurde ihr Lächeln immer heiterer. Ihre zarten Hände berührten leicht die Schultern der Verschleierten, und in ungemein kindlich rührender Weise sagte sie, ohne jedoch das Auge zu öffnen:

„Wie schön bist du, liebe Mutter! O, bitte, bitte, sage: mein liebes Kind, zu Clara.“

„Mein liebes, armes Kind!“ rief die Dame, von einem mächtigen Gefühle fortgerissen und preßte das bleiche Haupt der Nonne an ihre Brust.

Da schlug diese das blaue Auge groß auf, ihre Blicke begegneten sich. „Meine Mutter!

Mein Kind!" stammelten sie sich entgegen, und die weinende Dame bedeckte das bleiche Antlitz mit ihren Thränen und Küssen.

Das unveräußerliche Naturgefühl der Mutterliebe brach sich gewaltsam Bahn durch Weltrücksichten, Hochmuth und Egoismus, und besiegte sie in diesem Augenblicke mit seiner heiligen Macht.

Unbemerkt von der Mutter, die ihr Kind zum erstenmale mit Inbrunst an ihr Herz preßte, öffnete sich die Thüre, — und Vater Bernhard trat ein. Es war die Stunde, in der er seit acht Tagen die kranke Nonne zu besuchen pflegte. Er stand im Schatten; Mutter und Kind beleuchtete die kleine Lampe, welche über dem Lager der Kranken hing.

Der Klausner starrte lautlos nach dieser Gruppe.

Da fiel, mit einem schmerzlichen Aufschrei, Clara auf ihr Lager zurück und schloß die Augen. Ein krampfhaftes Zittern lief durch ihre Glieder, dann wurde sie kalt und steif. Erschrocken sah ihre Mutter sich nach Hülfe um und erblickte den Klausner. Schnell zog sie ihren Schleier über ihr Antlitz und flehte:

„O, helft, rettet, heiliger Vater! Ihr kommt

zur rechten Stunde. — Ich will Schwester Emerentia rufen."

Sie wollte sich entfernen, doch er vertrat ihr den Weg und machte eine abwehredeBewegung.

Eine Pause trat ein, — einer jener schweren, lautlosen Augenblicke, die in ihrer bangen Schweigsamkeit Unheil verkünden.

„Karoline!" sprach der Klausner dumpf. „Ich dachte nicht, dir hier zu begegnen."

Die Verschleierte erbebte, wankte und sank am Lager der Nonne zusammen. Er trat auf sie zu, nahm ihre Hand und sagte:

„Wer ist diese hier, die an deinem eitlen Herzen so liebevoll ruhte? Sprich, sag, wer ist sie?"

Aber die Verschleierte antwortete nicht auf diese Frage, sie stammelte nur ängstlich:

„Fort, fort, entferne dich! — Ich habe dich längst begraben. — Ah, du bist ein Gespenst — fort, — fort, — hinweg von mir!"

„Nein ich bin kein Gespenst, — nur eine Wahngestalt, denn was ich scheine, bin ich nicht, — aber ich lebe noch, Karoline, trotz dem schweren Verbrechen, das ich um deinetwillen beging."

„Wälze nicht auf mich, was du zu verantwor-

ten hast!" rief die Dame, sich aufrichtend und bemüht, sich zu fassen. „Was du begangen, schreibe dir selber zu. Du hast mir wie deinem Weibe den Schwur der Liebe und Treue gebrochen."

„Aber sie mußte sterben, — sie und ihr Kind," rief er wild „und du lebst noch, lebst ein sündhaftes Leben in Saus und Braus, — bist, — eine lustige Dame."

„Deine Schuld! Du hast mein junges Leben vergiftet."

„Wie kommst du aber, du lustige Dame, hieher?" sprach er heftig und riß sie empor. „Weg von dem Lager dieser Heiligen. Berühre sie nicht!"

„Sie ist mein, dein Kind," jammerte sie und sank in einen Stuhl zurück.

„Mein Kind!" rief er mit einem Anfluge des Irrsinns. „Ich hatte einst ein Kind, — aber traf es nicht mein Dolch, als er nach ihrem Herzen zuckte? — Mußte es nicht sterben, weil ich dich wahnsinnig liebte? — Ich hatte geschworen, zu dir zurückzukehren, — sie sollte ihre Rechte an mich vernichten, den Trauschein, das einzige Dokument, das sie besaß, — sie that es nicht, — da packte mich der

Teufel und riß mir den Dolch 'aus der Scheide; — er fuhr nach ihrem Herzen, glitt ab, — und traf auch das schreiende Kind. Todt stürzten Beide nieder; — Alles füllte sich mit Blut, — seine rothen Wellen schlugen über mir zusammen, — ich entfloh, — Mathilde verbarg mich in einem Kerker, — sie nannte es ein Kloster, — ach es war ein finsteres Grab voll Buße und Kasteiungen, voll gräßlicher Gesichter. — Ich durchbrach seinen Bann und athmete wieder freier. — Weßhalb trittst du mir jetzt entgegen, du, vor der ich überall entwich, und mahnst mich an die Vergangenheit? — Ich bin ein Mann der Zukunft, — nichts will ich mehr von vergangenen Dingen wissen. — Diese braune Kutte birgt einen Apostel der Freiheit, — einen Illuminaten, — einen Zukunftspriester, — keinen frommen Mönch. Sieh, ich werfe sie von mir, — das Spiel hat sein Ende erreicht. „Er warf die Kutte zu Boden, und riß den grauen Bart aus seinem Gesichte. Ein einfach schwarzes Kleid bedeckte seine hohe Gestalt, die er stolz emporrichtete.

„Was willst du beginnen? Du endest im Wahnsinn,“ rief sie schreckensbleich. „Bist du denn

nicht Vater Bernhard aus dem Walde, der Kranke zu heilen ausgeht?"

„Ich bin es nicht mehr."

O, so versuche deine Kunst noch einmal an dieser! — sieh her, sie stirbt, — und es ist dein Kind!"

„Nein, ich habe kein Kind," sprach er verwirrt, „fort — hinweg von dir und ihr."

Er wandte sich nach der Thüre. Diese öffnete sich eben und Michael trat ihm entgegen. Er kam im Auftrage seines Herrn, die Aebtissin zu bedeuten, daß der Leibarzt Seiner Churfürstlichen Gnaden die Schwester Maria besuchen würde, und sie dem Klausner das Kloster nicht mehr öffnen solle. Als er sich seines Auftrages entledigt, erfuhr er, daß dieser eben in die Zelle der Schwester gegangen und es drängte ihn, sowohl die Heilige zu sehen, als auch Vater Bernhard zu sprechen, weßhalb er um Erlaubniß bat, in die Zelle eintreten zu dürfen, was ihm, dem priesterlichen Abgesandten des Churfürsten, nicht verweigert wurde. Mit namenlosem Erstaunen sah er Kutte und Bart des Eremiten am Boden liegen und vor sich den Illuminaten, mit wildem, irren Blicke. Die verschleierte

Dame überraschte ihn weniger; er erkannte sie trotz ihrer sorgfältigen Verhüllung, und ein Blick auf die bleiche Nonne nahm ihm jeden Zweifel, wer sie sei.

„Verlaßt so das Kloster nicht, — nehmt Eure Kutte wieder um, Vater Bernhard, — vermeidet jedes Aufsehen,“ bat er den Eremiten.

Dieser fuhr sich über die Stirne, als müsse er sich erst wieder auf das Vorgefallene besinnen.

„Du, Michael, auch hier?‘ frug er staunend und sah sich um, dann fuhr er düster fort. „Was suchst du in dieser Zelle bei der heiligen Schwester, und — dem sündigen Weibe dort?“

Michael eröffnete ihm seinen Auftrag und trat dann schüchtern an Clara's Lager.

„Ist sie denn todt?“ rief er in jähem Schrecken und faßte ihre kalte Hand.

„Todt!“ tönte es dumpf aus des Klausners Munde, und er starrte entsetzt auf das bleiche Kind.

„O, nicht todt! Nicht todt!“ klang es unter dem Schleier hervor, und die dunkle Gestalt beugte sich über das weiße Lager der Nonne.

Die kalte Hand Claras erwärmte sich unter

Michaels innigem Drucke. Er fühlte das Klopfen ihrer Pulse und freudig davon bewegt, strich er liebreich über das bleiche Antlitz, beugte sich darauf nieder, und sprach liebe Worte zu der Heiligen seines Herzens. Sie athmete auf, sie bewegte sich wieder und nach einer kleinen Weile flüsterte sie:

„Du bist da, mein Bruder, halte, stütze mich, — es ist mir so bange; — böse Geister umstehen mein Lager — ich vernahm ihre Stimmen, — ach, sie gaben mir den Todesstoß."

Ihr Athem wurde beengt. Michael richtete sie empor. Der Klausner warf noch einen irren, entsetzten Blick auf sie und mit dem Aufschrei: „Blut — überall Blut" floh er von dannen. Die Verschleierte kauerte sich am Fuße des Lagers nieder und legte ihr Gesicht auf dasselbe. Nach einer Weile sprach Clara lauter und vernehmlicher:

„Wie wohl ist mirs in deinem Arm, — wie leicht, — du hilfst der Seele aus ihrer bangen Haft entfliehen, — daß sie endlich ihre Heimath erreiche. Bete mit mir, mein Bruder!"

Sie faltete ihre hagern Hände, ihre Augen öffneten sich langsam, doch schien außer Michael ihr nichts mehr sichtbar zu werden, und von ihm

hinweg hob sich ihr gebrochener Blick aufwärts. Ihr bleicher Mund murmelte Gebete, bis ihr Athem stockte, und leichtes Röcheln ihn völlig hemmte. Ihr Haupt neigte sich zur Seite und lag, einer weißen Rose gleich, an Michaels Brust.

„Clara, meine Schwester, meine liebe theure Schwester!“ klagte er schmerzlich, küßte die kalte Stirne und preßte das liebe Haupt fester an seine Brust.

Aber kein Zeichen des Lebens vermochte der warme Hauch seines Mundes, das heftige Pochen seines Herzens, mehr zu erwecken. Die Nonne wurde immer kälter, — eisig kalt, — ihr Auge blieb geschlossen für immer. Noch hielt sie Michael an seinem Herzen. — Todtenstille herrschte in der kleinen Zelle, — die Verschleierte verharrte regungslos in ihrer Stellung, als ob das Bewußtsein ihr entschwunden sei. — Da trat die Aebtissin mit mehreren Nonnen ein.

„Schwester Maria starb plötzlich“, wandte sich Michael mit Anstrengung zu den Eingetretenen, und legte die Todte langsam auf die Kissen zurück.

Die Verschleierte schrak bei diesen Worten auf.

Ihr erster Laut war ein herzzerreißender, ihre erste Bewegung eine verzweiflungsvolle nach der Todten hin. Da sah sie ihre Umgebung und schnell gefaßt, küßte die Hand der Aebtissin und verließ die Zelle.

Michael aber sprach den priesterlichen Segen über die Leiche der Schwester Maria.

Die Klosterfrauen knieten um ihr Lager und murmelten Gebete für die dahingeschiedene Seele.

13.

Aus dem Hause der Frau von Coudenhoven kam am andern Tage die Kunde, daß sie gefährlich erkrankt sei. Alle Besuche wurden abgewiesen und jeder Antwort, auf Erkundigung nach ihrem Befinden, die Bemerkung beigefügt, daß es unbestimmt sei, wann die gnädige Frau wieder Besuche empfangen könne.

Auch der Staatsrath erkundigte sich wiederholt sehr angelegentlich nach der kranken Dame. Als er zum drittenmale persönlich im Vorgemache erschien, führte ihn Helene mit bedeutsamem Blicke

in das Boudoir ihrer Gebieterin. Dort lag diese auf dem seidenen Ruhebette, das reiche Drapperien halb verbargen. In dem Gemache herrschte eine gedämpfte, aber sehr angenehme Helle, welche durch die zusammengezogenen Rosagardienen in diese zarte Farbe getaucht zu sein schien. Das Gesicht der Generalin war von den faltigen Vorhängen beschattet, und ihre üppige Gestalt ganz eingehüllt in einen seidenen Mantel.

„Wie gnädig sind Sie, schöne Dame, mich vorzulassen!“ sagte der Staatsrath, galant ihre heiße Hand küssend.

Sie winkte ihm, auf eins der Tabourette an ihrer Seite sich nieder zu lassen und sagte matt:

„Ach, hochwürdigster Herr, ich hätte Sie gerne schon vor einigen Tagen empfangen, aber ich konnte selbst den Besuch des Churfürsten heute erst annehmen. Ein gar heftiger Fieberanfall warf mich darnieder, doch geht es jetzt, Gott sei Dank, viel besser und da Sie so gütig waren, sich selbst nach meinem Befinden zu erkundigen, hielt ich es für Pflicht, Sie vorzulassen. Ueberdies, — setzte sie nach einer kleinen Pause hinzu, „trug ich recht herzliches Verlangen, Sie zu sprechen.“

„Wirklich?“ erwiderte der Staatsrath. „Sie werden doch keine Todesgedanken haben und mich zu Ihrem Beichtvater erwählen wollen?“

„Nein, in der That, das nicht. Ich denke vielmehr, noch recht lange zu leben, und dann auch — sie nehmen mir es nicht übel — erweckt Ihr Priesterthum mir wenig Vertrauen. Ich ziehe Ihre weltlichen Eigenschaften bei weitem vor, und gedenke deßhalb nur Ihre weltliche, nicht ihre geistliche Stellung in Anspruch zu nehmen.“

„Und in was kann ich Ihnen in dieser dienen, gnädige Frau?“

Die Generalin zögerte einige Augenblicke mit der Antwort, dann richtete sie sich etwas aus der liegenden Stellung empor und sagte verbindlich:

„Ich war einst so glücklich, von Ihnen um meine Freundschaft gebeten zu werden, und Sie werden zugestehen, daß ich den Bedingungen, die Sie an mich stellten, nachgekommen bin.“

„So weit Ihnen dies möglich war, ja, gnädige Frau!“ gab der Staatsrath zweideutig zur Antwort.

„Meine Schuld ist es wahrhaftig nicht,“ erwi-

derte sie mit Lebhaftigkeit, „daß ein Anderer glücklicher war als Sie."

„Wie meinen Sie dies?" frug der Staatsrath ruhig, allein in seinen Zügen war eine schnelle Aufregung bemerkbar, die jedoch, durch die Drapperien geschützt, der Generalin verborgen blieb.

„Sollte wirklich Ihr scharfer Blick" — frug sie dagegen, „das innige Hinneigen der Gräfin zu dem Geheimschreiber nicht bemerkt haben?"

„Nein", gab er kurz zur Antwort. „Sie träumen auch wohl nur davon, und überdies ist es mir gleichgültig."

Die Generalin bog den Vorhang zurück, sah den Staatsrath lächelnd an und sagte:

„Das glaube ich Ihnen nicht, und zum Beweis für die Wahrheit meiner Worte, eine Entdeckung, welche ich erst vor kurzer Zeit machte. Michael von Euben besuchte nämlich, mit dem unterschriebenen Heirathskontrakte der Gräfin in der Tasche, diese in der Brömserburg. Dadurch erklärt sich nicht nur die sonderbare Grille der Braut, in jener Ruine die Tage vor ihrer Vermählung zuzubringen, sondern auch ihre Heiterkeit als Gattin des alten Herrn. Denn, da dieses Rendez-vous

höchst zärtlicher Natur war, so ist nicht wohl anzunehmen, daß diese gegenseitige Zuneigung junger, feuriger Herzen sich nachträglich in eine platonische Liebe umgewandelt habe."

„Aber nicht ein Zeichen, nicht die geringste Spur eines intimen Verhältnisses zwischen ihnen, fand seither die schärfste Beobachtung" verrieth sich der Staatsrath.

Die Generalin lächelte.

„Die Männer, wenn sie noch so klug sind, stehen in Beobachtungen dieser Art den Frauen nach. Doch gerade, daß die jungen Leute sich so zu verstellen wissen, ist der sicherste Beweis, wie innig vertraut sie mit einander sein müssen."

„Wir sind auf einen Abweg gerathen", bemerkte etwas ärgerlich der Staatsrath.

„Nicht doch, hochwürdiger Herr. Er führt uns direct an das Ziel."

„An das Ihre, gnädige Frau? Dann wäre es besser, Sie sagten ohne Umschweife, welches Ziel Sie im Auge haben."

„Sie sollen es sogleich erfahren, wenn Ihr Scharfblick es nicht bereits errathen. Das Ziel ist: den Geheimschreiber auf längere Zeit zu entfernen."

„Und dies wegen mir? — Sie sind zu gütig, — hat auch lange den Werth nicht für mich, den Sie hineinzulegen belieben. Ich bin und werde bleiben, was ich immer war, ein Freund der Gräfin. Hatte ich einst kühnere Wünsche, — so war es eine Verirrung, von der drückende Staatsgeschäfte mich längst geheilt haben. Ueberdies, was würde durch die Entfernung des Geheimschreibers bewirkt werden, wenn ich noch leidenschaftlich für die schöne Gräfin empfände?"

„Ein schon erregtes Herz ist leichter zu gewinnen, als ein völlig ruhiges", bemerkte die Generalin. „Das süße Glück der Liebe läßt Sehnsucht zurück, die dann wohl zuweilen Befriedigung bei einem neuen Gegenstande sucht."

„Sie sprechen wohl aus eigner Erfahrung, gnädige Frau? Oder reichte auch hier blos Ihr Scharfblick weiter als der meine? Doch dem sei, wie ihm wolle. Sie werden, wenn Sie auch noch so geringe Begriffe von meinem Verstande haben, mir doch nicht den Glauben aufdrängen wollen, daß des Geheimschreibers Entfernung Ihnen um meinetwillen am Herzen liege?"

„Nein, das beabsichtige ich nicht", entgegnete die

Generalin heiter. „Ich gestehe, daß ich persönliche Gründe habe, seine Entfernung zu wünschen. Sie könnten diese bewirken und ich würde Sie darin unterstützen, indem ich dem Churfürsten Einiges zuflüsterte über Michaels zärtliches Verständniß mit seiner Schwägerin. Ich wollte Ihnen nur andeuten, daß wir uns gegenseitig einmal wieder gefällig sein könnten.

„Weßhalb aber, meine Gnädige, wünschen Sie den Geheimschreiber entfernt? Soll ich etwas dafür thun, müssen Sie mich Ihre Gründe wissen lassen; — denn ohne Gründe thut ein Diplomat nichts."

„Die große Zuneigung des Churfürsten für Herrn von Euben, fängt an, mich zu geniren. Der Fürst wird älter, schwächer, der Einfluß des jungen Mannes könnte bedeutender werden, als mir lieb ist und vielleicht auch Ihnen, Herr Staatsrath. — —"

„Eine Sorge, welche mir bis jetzt keine schlaflosen Nächte bereitete, gnädige Frau. Der junge Mann ist gewissermaßen mein Schüler in der Staatsweisheit, — ich werde ihn mir nicht sobald über den Kopf wachsen lassen, — und Sie, gnä-

dige Frau, was fürchten Sie? — Sie stehen ja dem Churfürsten so nahe, sind ihm so unentbehrlich, daß nur Ihr Einfluß für mich zu fürchten wäre."

„Auf politischem Felde doch nicht? Sie spotten einer armen Frau, die hier stets empfindliche Niederlagen erleiden mußte."

„Wer weiß, ob jetzt nicht die Zeit Ihrer Triumphe auch in dieser Sphäre naht. Doch lassen Sie uns wieder zu dem Geheimschreiber zurückkehren, der Sie so sehr zu geniren scheint."

„Er genirte mich immer. Ursprünglich hielt ich ihn für einen Sohn des Fürsten, was ihn mir unangenehm machte. Dann kam noch Allerlei hinzu."

„Haben Sie die Meinung, daß er ein Sohn des Fürsten sei, ganz aufgegeben?" frug der Staatsrath. „Ich bin noch immer nicht vollkommen davon geheilt."

„Ich konnte nirgends eine frühere Beziehung des Churfürsten zu Frau von Euben finden, welche über den Verlust ihres Gatten in Schwermuth verfiel, wie ich mich aus der Stelle eines Briefes überzeugte, die mir der Churfürst vorlas."

„Kennen Sie den Familiennamen der Frau von Euben?"

„Nein, der Churfürst schwieg darüber, weßhalb ich vermuthe, daß sie keiner guten Familie angehörte. Michaels Adel erschien mir auch immer zweifelhaft.“

„Euben ist ein alter Name,“ sagte der Staatsrath nachsinnend, „doch ziemlich verschollen. Ein Euben starb im Ausland und eine Euben war mit einem Baron Palmen vermählt und lebte in Wien.“

„Einem Baron Palmen!“ rief die Generalin aufgeregt. „O, bitte, wissen Sie nichts Näheres von dieser Familie? Es interessirt mich.“

„Ich weiß weiter nichts, — doch ja, ich hörte einmal, schon vor langer Zeit, ich glaube von einem Wiener Herrn, daß eine Baronesse Palmen, zur Zeit von Maria Theresia, mit einem Abentheurer davongelaufen sei, ob es aber diese Palmen gewesen, die eine geborne Euben war, ist mir unbekannt. Es interessirte mich damals durchaus nicht, weßhalb ich mich auch um die Details dieser Entführungsgeschichte nicht weiter erkundigte. Aber der Churfürst war ja öfter in Wien, sogar längere Zeit am Hofe Maria Theresia's; vielleicht weiß er Ihnen von dieser Familie zu erzählen.“

Die Generalin hatte sich zurückfallen lassen und

lag scheinbar ganz ruhig auf den weichen, seidenen Polstern, allein ihre Hände preßten sich so fest auf ihre wogende Brust, als wenn sie einen gewaltigen Sturm dort unterdrücken helfen müßten. Sie schwieg eine Weile. Der Staatsrath störte sie darin nicht. Endlich begann sie wieder:

„Wir könnten uns gegenseitig so nützlich sein, hochwürdigster Herr! Lassen Sie uns jede kleinliche Grille überwinden und offen zu Werke gehen. Suchen Sie Michael zu entfernen, je länger, desto besser — und was Sie von mir fordern, sei Ihnen im voraus gewährt."

„Das ist eine gefährliche Zusage, schöne Frau! Bedenken Sie wohl!"

„Spotten Sie nicht. Sie verstehen mich recht gut, — und ich werde Wort halten, mehr als früher, verlassen Sie sich fest darauf, aber entfernen Sie den Geheimschreiber so bald als möglich."

„Hat er Sie so tief beleidigt?" frug mit forschendem Blicke der Staatsrath.

„Fragen Sie mich darüber nicht, ich kann es Ihnen doch nicht sagen, — später vielleicht, wenn wir wirkliche Freunde werden können; — jetzt nur so viel, daß es mir ganz unerträglich ist, ihm zu

begegnen, ihm wenigstens jetzt zu begegnen. Ich werde vom Hofe entfernt bleiben, bis Sie eine politische Sendung für ihn gefunden. Wenn Sie mir beistehen wollen, so werde ich morgen schon vorbereitende Worte bei dem Fürsten fallen lassen."

„Eine politische Sendung wäre bereits gefunden," sagte der Staatsrath. „Friedrich Carl braucht einen Abgesandten an den preußischen Hof, dieser soll zwischen ihm und dem Pabst vermitteln, denn wir sind noch nicht gesonnen, den betretenen Weg zu verlassen."

Die Generalin blickte unwillig auf, doch hielt sie kluger Weise eine heftige Aufwallung zurück und sagte:

„Senden Sie ihn, wohin Sie wollen, — nur fort von hier."

„Aber er wird wiederkehren, gnädige Frau, ob bald — ob spät — hängt von Nebenumständen ab. Gestalten sich diese gut, — das heißt, für uns gut, gnädige Frau, so könnte ich schon dafür sorgen, daß seine Mission von längerer Dauer würde."

„Also, Sie wollen mir gefällig sein?" rief Frau von Coudenhoven.

„Was könnte ich Ihnen abschlagen, schöne Frau? Dann hoffe ich auch auf Ihren Dank, den ich sogleich auf die Probe stellen möchte.“

„Was kann ich für Sie thun?“

„Für mich vorerst nichts; doch für das allgemeine Wohl wünschte ich, daß Sie den Churfürsten zu einer schnellen Wahl seines Coadjutors zu bestimmen suchen. Eine solche ist sehr wünschenswerth bei des hohen Herrn Alter und öfterem Uebelbefinden.“

„Und der geistreiche Dienheim wäre gerade recht für Sie und Ihre Pläne,“ bemerkte die Generalin mit scharfem Ausdruck.

„Ach, gnädige Frau, es ist meistens leichter mit den Verständigen, als mit den Einfältigen fertig zu werden. — Dachten Sie nicht an den nordischen Prinzen, eine solche Wahl wäre eher zu wünschen. Doch vor allem betreiben Sie eine schnelle Wahl!“

„Und Sie die Entfernung des Geheimschreibers.“

Sie schieden.

Der Staatsrath machte Besuch bei mehreren Domherrn, und besprach mit ihnen die Wahl des Coadjutors. Der größere Theil derselben war

den freieren Ideen zugethan, und mehrere nannten sich sogar in besserem Sinne Illuminaten. Mit diesen hauptsächlich hatte der Staatsrath längere Berathungen.

Frau von Coudenhoven verließ, nachdem ihr gefährlicher Freund sie verlassen, ihr Ruhebett und öffnete in fieberhafter Hast ein geheimes Fach ihres Schreibepultes. Sie zog ein vergilbtes Blatt daraus hervor und las: „Vermählt den zwanzigsten August siebenzehnhundert ein und sechzig mit Maria, Franziska, Baroneß von Palmen.“ „Ich muß dieser Sache auf die Spur kommen“, sprach sie zu sich und verschloß das Papier sorgfältig wieder.

Am andern Tage sandte sie Helene mit einem Briefe zu dem Eremiten im Walde. Die Vertraute begab sich sehr neugierig nach der einsamen Klause, fand diese jedoch verschlossen und alle Erkundigungen, welche sie einzog, sagten dasselbe: daß der fromme Vater Bernhard die Gegend für immer verlassen habe.

Frau von Coudenhoven nahm diese Nachricht mit mehr Freude als Unruhe auf, obgleich sie den Klausner um eine Zusammenkunft am Sterbebette

Mathildens bitten wollte. Seine gänzliche Entfernung gab ihr die meiste Beruhigung, und auch ohne ihn besuchte sie, sobald ihre theils wirkliche, theils fingirte Krankheit es erlaubte, das einsame Kloster, in welchem Mathilde sich verborgen hielt. — Sie kam sehr angegriffen zurück und Niemand, selbst Helene nicht, erfuhr, was sich dort ereignet. Einige Tage nachher kam ein Brief aus jenem Kloster, dessen Inhalt die kluge Zofe zu enträthseln wußte; er enthielt jedoch nichts als die Todesanzeige einer Nonne, welche Schwester Anna genannt ward, und war unterzeichnet: Amalie v. Ferret, nun bald Schwester Magdalene.

Kurz darauf erhielt der Kammerherr von H— seine Entlassung in so ungnädiger Weise, daß er es gerathen fand, Mainz gänzlich zu verlassen. Er ging nach Italien und ließ seine Frau auf dem kleinen Landgute in der Nähe des Rheins zurück!

Der Geheimschreiber wurde indessen auf des Staatsraths wohlmeinenden Rath und der Frau von Coudenhovens zweideutigen Anspielungen, mit der Mission an den preußischen Hof betraut. Die Entfernung aus Mainz kam ihm sehr willkommen, denn, wenn gleich durch das erschütternde Ereig-

niß im Agnesen Kloster der Sturm seiner Leidenschaft für Charlotte sich gemildert hatte und einer melancholischen Stimmung gewichen war, so hielt er es doch für besser, einige Zeit dem Orte entfliehen zu dürfen, wo sie weilte und Clara's Grab sich befand.

Er war im Kampfe mit sich selbst, ob er Charlotte vor seiner Abreise noch besuchen sollte oder nicht, da begegnete er ihr am Hofe, und ihre Worte: „Ich werde Sie doch noch bei mir sehen", hoben seine Zweifel. Er fand sie allein, zwischen Blumen und Büchern, beschäftigt, sein Portrait zu zeichnen. Es wurde ihm eng und schwül. Er rief das Bild der bleichen Nonne vor seine Seele und erzählte Charlotte von ihrem Ende. Den Schmerz, den er dabei äußerte, erweckte ein eifersüchtiges Gefühl bei der Gräfin, doch bekämpfte sie es schnell und suchte mit lieben Worten den theuern Freund zu beruhigen.

Er kniete neben ihr nieder und weinte, weinte um die zarte Blume, die so früh welken mußte. Doch mehr noch um die herrliche Rose, deren Pracht und Duft ihm gehörte und die er doch nicht sein eigen nennen durfte.

Charlotte, überwältigt von seinen Thränen — denn welches Weib könnte den Mann ihrer Liebe zu ihren Füßen weinen sehen, ohne ihm die ganze Stärke der Ihren zu zeigen? — legte zärtlich den Arm um seinen Nacken und richtete sein gesenktes Haupt empor und sprach in jenen süßen, zitternden Lauten der Liebe, die mehr noch als alle Worte, die tiefe Innigkeit der Empfindung verrathen:

„Mein geliebter, theurer Freund, finde Trost in meiner Liebe, — ich bin dein, Michael, mit allen Empfindungen meines Herzens.“

„Mein, Charlotte, mein!“ flüsterte er zu ihr empor und die Gluth heißer Liebe sog ihre und seine Schmerzensthränen ein.

Der Moment riß Michael mit sich fort, in stürmischer Leidenschaft preßte er die Geliebte an sein Herz; — da flehte sie leise zu dem reinen Genius ihrer Liebe, und schützend breitete er seine lichten Schwingen über die Liebenden aus.

14.

Einige Zeit nach Michaels Abreise wurden die Vorbereitungen zu der Wahl des künftigen Chur=

fürsten getroffen. Friedrich Carl schlug zu seinem Nachfolger den Domherrn Dienheim vor und sprach lebhaft, ja befehlend den Wunsch aus, diesen und keinen andern erwählt zu sehen. Zu gleicher Zeit bemühte sich ein nordischer Hof für einen verwandten Prinzen. Preußen begünstigte diese Wahl und die schöne Freundin des Churfürsten warf sich im Geheimen zur Protektorin dieses Bewerbers auf. Sie suchte den Staatsrath, der viele Freunde unter den Wahlherren besaß, dafür zu gewinnen und der freundliche Herr zeigte sich ihrem Wunsche sehr geneigt, verlangte aber dagegen von ihr, die fixe Idee des Churfürsten mit Dienheim zu bekämpfen und ihn wo möglich zu bestimmen, über die Zeit der Wahl Mainz zu verlassen, indem durch seine Gegenwart, die doch immer einigen Einfluß ausüben würde, die Wahl eine ungewisse, schwankende zu werden drohe.

Der Churfürst, welcher in Betreff seines Wunsches viel Widerspruch erfahren mußte und nur einige Stimmen dafür sicher gewann, gerieth in eine höchst fatale Stimmung und versuchte die ganze Wahl rückgängig zu machen. Allein die Sache war schon zu weit gediehen, sie ging unaufhaltsam

ihren Weg, was Friedrich Carl einen sich immer mehr steigernden Verdruß verursachte. Diese Stimmung benutzte Frau von Coudenhoven und schlug dem Churfürsten vor, sich zurückzuziehen und sich gar nicht mehr mit der Wahl zu beschäftigen. Sie schützte ängstlich Sorge um seine Gesundheit vor und der Fürst, der sich durch den Aerger über getäuschte Erwartungen wieder mehr angegriffen fühlte, folgte ihrem Rathe. Er zog sich nach Eltwill, einige Stunden unterhalb Mainz zurück, wo er ein hübsches Landhaus besaß und harrte dort mit finsterer Stirn dem verhängnißvollen Tage entgegen.

Die Generalin bemühte sich, ihn mit der Wahl ihres Begünstigten zu befreunden, allein der Fürst, im Innersten beleidigt durch die Widersetzlichkeit des Domkapitels, und dadurch in seinen geheimsten Wünschen so sehr gestört, wollte eigensinnig von keinem andern Nachfolger als Dienheim hören und sandte noch einmal dem Staatsrath geheime Vorschriften deshalb, immer noch trotz aller Unwahrscheinlichkeit die Ausführung dieses Vorschlages festhaltend.

Der geheime Staatsrath erhielt mit dem Schrei-

ben des Churfürsten zugleich ein duftendes Billet von der Generalin, worin sie ihm noch einmal die Wahl des Prinzen auf das Dringendste empfahl. Ruhig legte er beides zur Seite und sagte:

„Es wäre das Eine so unvernünftig wie das Andere. Die Puppe des Churfürsten, mit welcher der alte Herr gerne zum Zeitvertreib spielen möchte, taugt so wenig auf den Churstuhl als jener Prinz, der entschieden dem preußischen Einflusse gehorchen müßte. Nur eine freie, edle Kraft soll einst hier herrschen; — ein Mann wie er, — voll Geist und Humanität — einem solchen nur will ich künftig dienen, — und ihm rathen — ihn lenken, — wie es kommt. Scipio nur darf Coadjutor werden! Scipio! Dieser Name ist erloschen. Die Illuminatenbrüderschaft hat ein Ende. Carl, Theodor, Anton, Maria Freiherr von Dalberg ist dein künftiger Herr, — doch auch dein Freund. Unter seinem Krummstabe soll sich einst freudiger die freie Richtung unserer Zeit entwickeln, als unter Friedrich Carl, der egoistisch immer nur zuerst an die Größe seiner eignen Macht denkt, und nur um diese zu erhöhen und seine Eitelkeit zu befriedigen, aufgeklärt und human erscheinen will. Dal-

berg wird siegen, die Mehrzahl der Stimmen neigt sich bereits auf seine Seite, — nur von Rom droht ihm noch Gefahr, dort wird er Illuminat genannt und insgeheim werden Minen gelegt zu einer andern Wahl. Herr von H— soll unlängst hier gewesen sein, von dort gesandt, zu spioniren und zu intriguiren. Doch geht einmal die Wahl hier durch, so wird Kaiser Joseph schon für ihre Bestätigung vom heiligen Stuhle Sorge tragen. Dalbergs ausgezeichneter Ruf in ganz Deutschland, ist sein Schild gegen italienische Gefahren. Meine schönste Hoffnung und mein höchster Wunsch als Staatsmann: ihn auf dem Churstuhl zu sehen, soll in Erfüllung gehen, so wahr ich ihm treu und ergeben bin."

Man sah den Staatsrath mit dem heitersten und freundlichsten Gesichte bei den Wahlherrn aus- und eingehen, und am Wahltage selbst bestimmte er noch einige Domherrn, denen mehrere Stimmen zufielen, diese auf Dalberg überzutragen. So wurde die Anfangs sehr schwankende Wahl bald zu Gunsten Dalbergs entschieden, und sein Name als Coadjutor von dem Volke mit Jubel begrüßt.

In das Landhaus in Eltwill brachte diese Kunde Verdruß und Schrecken. Die schöne Gene-

ralin war kaum minder entrüstet als der Churfürst, welcher sich entschloß, den Feierlichkeiten, die einem solchen Ereignisse nachfolgten, nicht beizuwohnen, sondern Krankheit vorzuschützen und in Eltwill zu bleiben. Aber der neuerwählte Coadjutor überraschte den Fürsten schon am zweiten Tage nach der Wahl in seinem Landhause, und suchte ihn mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit zu bestimmen, in seiner Gesellschaft nach Mainz zurückzukehren.

Der Churfürst, welcher das Auffallende und Unkluge seines eigenen Benehmens fühlen mochte, gab endlich den Bitten Dalbergs nach, doch zog er sich, in Mainz angekommen, sehr verstimmt in die Favorite zurück.

Frau von Coudenhoven, die ihm sogleich nach Mainz folgte, ließ, kaum in ihrem Hause angekommen, den Staatsrath zu sich rufen, überhäufte ihn mit den bittersten Vorwürfen und kündete ihm ihre Freundschaft in sehr heftigen Worten auf.

Der freundliche Herr ließ diesen Sturm geduldig über sich ergehen, dann setzte er ihr seine Gründe, warum er für ihre Wünsche nichts hätte thun können, so diplomatisch fein auseinander, daß sie zuletzt ärgerlich ausrief:

„Ja, Sie behalten immer Recht, wenn auch Alles gegen Sie spricht. Obschon ich gegen Ihre Gründe nichts einwenden kann, sagt mir doch eine richtige Ahnung, daß Sie nur für Dalberg wirken wollten, und mich zu diesem Zwecke listig mit Ihren Zusagen in Betreff des Prinzen gängelten. Aber es soll dies das letzte Mal gewesen sein, das schwöre ich Ihnen, kluger Herr. Das letzte Mal.“

„Also keine Freundschaft mehr, gnädige Frau?“ frug er, eine trostlose Miene annehmend.

„Nein, nein!“ rief sie leidenschaftlich.

„So, doch Waffenstillstand noch für einige Zeit, nicht? Oder soll der Geheimschreiber zurückkehren und Sie an ein Ereigniß erinnern, das Sie so sehr alterirte?“

Die Generalin erbleichte, doch sagte sie gleich wieder gefaßt:

„Ich verstehe nicht, was Sie meinen. Machen Sie mit dem Geheimschreiber, wie es Ihnen beliebt; jedenfalls werden Sie sich Gräfin Ehrthal durch seine Zurückkunft sehr verbinden. Die schöne Dame sieht wahrhaft leidend aus, seitdem er so weit entfernt wurde.“

„Wir ereifern uns über Dinge,“ bemerkte der

Staatsrath, „welche nicht hierher gehören und vergessen darüber an das Nöthigste und Dringendste zu denken: den Churfürsten zu veranlassen, die Wahl Dalbergs so freudig zu begrüßen, als ihm nur möglich ist. Einer allgemeinen freudigen Theilnahme sich entziehen, ist das Unklugste, was ein Herrscher thun kann. Sie müssen dies einsehen, gnädige Frau und werden, ob Sie mich fortan als Feind oder als Freund behandeln wollen, zugestehen, daß wir Beide nichts Besseres thun können, als den Fürsten dafür zu stimmen."

„Allerdings, da er hier ist, muß er zum bösen Spiele eine gute Miene machen. Eilen Sie zu ihm und versuchen Sie mit Ihrer Redekunst ihn dahin zu bringen, für die Wahl Dalbergs zu schwärmen."

„Nur darüber Freude zu äußern, gnädige Frau, ist schon hinreichend. Ich hoffe, Sie folgen mir bald in die Favorite, und machen mit mir gemeinschaftliche Sache und genehmigen damit den vorgeschlagenen Waffenstillstand."

„Aber nur Waffenstillstand, mein Herr, und nur auf unbestimmte Zeit," gab sie zur Antwort.

„Dann Kampf auf Leben und Tod!" erwiderte

er heiter, indem er ihr zum Abschiede mit einer tiefen Verbeugung die Hand küßte.

„Kampf auf Leben und Tod nicht, — aber Kampf um deine oder meine Herrschaft,“ murmelte sie ihm nach. „Doch ein langsamer Kampf wird es werden. Er ahnt mein Geheimniß, — sollte Michael — doch nein — er verrieth nichts. Der kluge Herr hat eine feine Nase und spürt Alles aus. Ich mußte meinen Namen der Aebtissin nennen, ehe ich in Claras Zelle trat. — Er war früher Beichtvater im Agnesenkloster und findet wohl noch immer dort Zutritt und befreundete Seelen. So wurde es ihm leicht, Beziehungen zwischen mir und der Verstorbenen zu finden; — aber sicher weiß er nichts Bestimmtes; — Emmerentia schweigt wie das Grab, — Mathilde ist todt, — der Klausner verschwunden, — auf die Treue Helenens und ihrer Mutter kann ich bauen, auch wissen sie nicht Alles, — und der kluge Staatsrath, wie der freundliche geistliche Herr wird nur wenig bei seinen Nachforschungen entdecken. Ich könnte ihm keck entgegentreten. Ob ich es soll? — Ob Vorsicht nicht besser wäre? — Ja, ich will mich beherrschen und gegen ihn freundlich

sein, so gelange ich sicherer an das Ziel meiner Wünsche."

Nach diesen Betrachtungen schellte sie ihrer Zofe und befahl eine ausgewählt schöne Toilette. Sie machte sich so reizend, wie nur möglich, nahm eine recht heitere Miene an und fuhr in die Favorite. Dort unterstützte sie auf das lebhafteste die Bemühungen des Staatsraths, dem Fürsten die Nothwendigkeit auseinanderzusetzen, eine freudige Theilnahme an der Wahl Dalbergs zu zeigen. So viele Selbstbeherrschung wurde dem alternden Herrn schwer, aber endlich gewann er es doch über sich und zeigte sich von da an recht liebenswürdig gegen seinen unwillkommnen Nachfolger. Er ertheilte Orden und Würden, befahl wohlthätige Handlungen, präsentirte sich mit dem Coadjutor im größten Pompe dem Volke, und ordnete ein glänzendes Fest zum Schlusse der Wahlfeierlichkeiten in der Favorite an.

In der Akazienallee oberhalb des Lusthauses, die eine herrliche Aussicht bot, wurde die großartige Mittagstafel servirt. Ueber die runden Bäume spannte sich ein grünseidenes Dach zum Schutze gegen die Sonnenstrahlen, und reiche Blumenguir-

landen waren um sie drappirt, in allerlei kunstreichen Formen und sinnigen Symbolen. Aus den nahen Gebüschen ertönte sanfte Musik, die Genüsse des Mahles zu erhöhen, das ausgesucht fein und luxuriös genannt werden konnte. In damaliger Zeit wurde eine frühere Stunde als heut zu Tage zum Diner gewählt, so daß sich die Aussicht auf ein Souper noch erhalten konnte, denn ein solches folgte bei derartigen Festivitäten stets nach. Auch bei diesem Feste war bereits für den Abend Concert und Souper angesagt, und die Gäste hatten eben nur Zeit, sich von der Mittagstafel etwas zu erholen, bis sie wieder zu neuen Genüssen sich versammelten.

Als der Churfürst die Tafel aufgehoben, zogen sich einige der Angegriffensten in die Favorite zurück, wo abgekühlte, niedliche Zimmer mit Ruhebetten ihrer harrten; Andere suchten verborgene Lauben auf, dort eines süßen Schlummers zu pflegen, die Rüstigsten begleiteten schöne Damen durch schattige Alleen und belaubte Gänge, oder ließen sich an dem frischen Bassin nieder, die verschiedenen Wasserkünste der steinernen Göttinnen und Nymphen zu bewundern.

So kam der Abend heran. Die zerstreuten Gäste fanden sich im Concertsaale des Lusthauses wieder zusammen, und während das Ohr sich hier an musikalischen Genüssen ergötzte, wurde dem Auge eine überraschende Freude bereitet. Der herrliche Garten prangte in einem farbigen Lichtmeere, sämmtliche Kaskaden, Pavillons und Boskets sprühten in buntfarbigen Flammen, und verbreiteten eine zauberhafte Helle über ihre Umgebung. Auf dem großen Wasserspiegel unterhalb des Lusthauses nahten bewimpelte Schiffe mit weithin strahlendem Lichtergefunkel. Ihre Masten waren mit Blumen umwunden und auf ihrem Decke zeigten sich herkulische Gestalten in bunten Anzügen. Es waren Schiffer und Fischer, welche zu nächtlichem Spiele auf dem Wasser stolz heranfuhren, ihre Kraft und Kunst zu zeigen. Siegespreise, auf bunten Stangen befestigt, flatterten im Winde und der spielende Kampf begann. Jubel und Hurrahgeschrei begleitete dieses Volksvergnügen, dem die hohen Herrschaften in vornehmer Abgeschlossenheit von der Terasse herab zusahen.

Auf einen Wink des Fürsten stiegen unzählige Raketen in die Luft, Kanonen donnerten dazwischen

und das Gejauchze der Menge wurde immer lauter und stürmischer. Die Gäste des Fürsten zogen sich in die Favorite zurück, wo ein ausgesucht feines Souper sie erwartete. Schon etwas ermüdet von des Tages Lust und Freude, wurde ihnen der Volksjubel bald zu unbequem. Nur Gräfin Ehrthal, welche ohne ihren Gemahl dem Feste beiwohnte, da derselbe sich unwohl fühlte, blieb noch mit dem Staatsrathe im Freien, und schien ganz versenkt in das Spiel auf dem Rheine; allein ihr aufmerksamer Freund beobachtete: daß ihr Auge nicht an den beleuchteten Schiffen, noch an dem Gefunkel des Wassers hing, sondern in unbestimmte Fernen schweifte. Es war jedoch durch die diesseitige Helle so dunkel über dem Rheine, so völlig Nacht in den Bergen drüben, daß es dort nichts zu erspähen gab. Nur das innere Auge vermochte in die Ferne zu dringen, und Charlottens Blick schien selbst in der Dunkelheit Vieles zu erspähen, denn um ihre Lippen schwebte ein gar süßes Lächeln, während Thränen ihr Auge füllten.

„Sie sind traurig, schöne Gräfin!" bemerkte der Staatsrath nach einer Weile, in welcher er sie aufmerksam beobachtet hatte. „Es ist dies recht

schmerzlich, denn man ist gewöhnt, Heiterkeit als ein Attribut von Ihnen sich zu denken."

„Ich bin nicht traurig, nein, das bin ich nicht," gab sie nach einigem Besinnen zur Antwort. „Etwas ernster als früher, das gebe ich zu, doch ist das leicht begreiflich, da ich ja auch älter werde und nicht Alles mehr so wie früher ansehen kann."

„Sie?" rief der Staatsrath mit Wärme. „Sie, noch so jung, so schön, Sie sprechen von älter werden, — in einer Zeit, wo ewige Jugend Ihnen zu gehören scheint?"

„Ach, dieses Ewig wird bald bei mir vorüber sein!" bemerkte sie scherzend und wollte heiter dabei lachen, aber eine leichte Wehmuth mischte sich mit ein.

„Wenn Sie daran denken, schöne Gräfin, so sollten Sie die schnell dahineilenden Tage der Jugend noch recht zu genießen trachten."

„Thue ich es denn nicht so viel als möglich?" frug sie fast schmerzlich.

„Sie fühlen sich unglücklich, beste Gräfin," sagte schmeichelnd der Staatsrath und faßte ihre Hand. „Warum vertrauen Sie Ihrem Freunde nicht mehr? Er könnte vielleicht — —"

„Mich glücklich machen?“ unterbrach sie ihn.

„Wenn auch das nicht, doch etwas dazu beitragen, Sie minder trübe gestimmt zu sehen.“

Sie schwieg, und er fuhr lebhaft fort:

„Seit Ihrer Verheirathung, Gräfin, sind Sie nicht mehr so offen, so freundlich, so vertrauensvoll wie früher gegen mich. Was that ich Ihnen, daß Sie den Freund in mir verkennen?“

„Nichts weiter, hochwürdigster Herr,“ anwortete sie etwas leidenschaftlich, als daß Sie dazu beitrugen, sehr viel beitrugen, mich zur Gräfin Ehrthal zu machen.“

„Aber, beste Gräfin, bedenken Sie doch.“

„Die Nothwendigkeit, — o ja ich weiß, — aber sehen Sie, später wollte mir diese Nothwendigkeit nicht mehr so nothwendig erscheinen, als Sie mir dieselbe geschildert. Mein Vater ging schon vor meinem Hochzeitstage nach Frankreich, — er wäre vielleicht auch ohne mein Opfer dahin entkommen; — und die Erhaltung meines Stammschlosses scheint mir viel weniger werth, als mein Lebensglück. Ich habe nun einmal diese adligen Gesinnungen nicht, und hätte selbst gerne die reiche Erbschaft meiner Tante hingegeben für meine Freiheit.“

„Leben Sie denn nicht frei und ungehindert an der Seite des Chevalier?“

„Ich mache ihm keine Vorwürfe, Herr Staatsrath. Es ist nicht seine Schuld, daß ich an seiner Seite leben muß.“

„Sie machen mir Vorwürfe, Gräfin? Mir?“

„Nein das gerade nicht, das will ich nicht. Aber ich kann es nicht ändern, daß seit jener Zeit, wo ich nach der Unterredung mit Ihnen mein Jawort gab, — doch lassen Sie uns von etwas Anderem sprechen, nicht von so peinlichen Dingen.“

„Nein, beste Gräfin, Sie sollen mir sagen, was in Ihrer Seele vorging. Sie nannten mich einst Ihren Freund und ich, ich liebe Sie so innig, daß ich Wahrheit von Ihnen fordern muß.“

Er nahm ihren Arm und zog sie nach den dichten Gebüschen hin, welche sie den Blicken Neugieriger mehr verbargen. Er wollte ihr Vertrauen gewinnen, mit diesem einen Theil ihrer selbst. Daran reihte sich eine Hoffnung, — und die Leidenschaft, welche er niedergekämpft, brach plötzlich wieder hervor.

„Was soll ich Ihnen sagen?“ begann Charlotte. „Sie haben es ja selbst empfunden, daß

sich zwischen unsere Freundschaft ein Etwas gestellt, das ich nicht überwinden konnte. Es war das Gespenst jener Stunde, die mich zur Verlobten des Chevaliers machte."

„Sonst nichts, Gräfin? Sonst stellte sich nichts zwischen uns?"

„Nein, gewiß nicht!" sagte sie offen und unschuldig. Ihr Verhältniß zu Michael stand ihren Empfindungen für den Staatsrath, selbst als diese am wärmsten waren, so fern, daß sie daran nicht dachte.

Er warf einen überraschten Blick auf sie, und seine klugen Berechnungen irrten sich abermals in ihr. In diesen schönen, reinen Zügen, in diesem offenen Auge, fand er keine geheime Leidenschaft, keine Schuld: — Alles schien ihm nur boshafte Erfindung der Generalin, ein Betrug seiner eignen, von Eifersucht geblendeten Sinne. Charlottens Herz war noch frei und seine kühnsten Wünsche konnten sich noch erfüllen. Seine Hand, welche die ihrige hielt, zitterte und bebend bat er:

„Liebe Gräfin, Sie müssen mir wieder gut werden! Ich bin trostlos, wenn Sie in mir nicht ihren wärmsten Freund erkennen."

„O, ich möchte es wohl!“ erwiderte sie weich. „Möchte wohl einen Freund haben, einen treuen, erfahrnen Freund. Ich fühle mich oft so einsam, so allein.“

„Glauben Sie an mich, vertrauen Sie mir wieder, lassen Sie uns fest zusammenhalten! Ach, auch ich habe ja Niemand, der mich herzlich liebt, — und ich sehne mich so oft nach einer Stunde der Weihe, in der ich dieser faden Welt und den drückenden Geschäften entfliehen dürfte, und in gegenseitigem Vertrauen und liebender Theilnahme zu vergessen, was das Leben mir vorenthalten.“

Er sprach so warm, so innig und das Zittern seiner Stimme, von der gewaltsam zurückgedrängten Leidenschaft hervorgebracht, gab seinen Worten etwas Bezwingendes.

„Sie haben wohl schon viel gelitten?“ frug Charlotte mit schnell erregter Theilnahme. „Ihr Stand verlangt Entsagung, — und entsagen ist oft recht schwer!“

Ihre Freundschaft, Ihre Theilnahme wäre ein tröstender Engel für mich!“

„Wirklich? Ich dachte nicht, daß Sie meiner bedürfen könnten; ich war mir früher nur bewußt,

Ihrer zu bedürfen, und machte mir daher auch keinen Vorwurf daraus, als mein gereiztes Innere Sie entbehrlich fand."

„Wenn Sie wüßten, wie tief mich Ihre Kälte schmerzte, wie oft ich darunter litt!"

„Warum sagten Sie mir dieses nicht früher, ich dachte wahrlich nicht daran, gab ohne weitere Ueberlegung einer Mißstimmung gegen Sie Raum, und —"

„Und, Gräfin?" frug er gespannt.

„Und, — ich, — nehmen Sie es nicht böse auf, — ich dachte oft lange gar nicht an Sie."

Er zog seinen Arm schnell zurück, sie aber hielt seine Hand fest und fuhr fort:

„Hören Sie weiter, dann werden Sie mir vergeben. Mein Vertrauen soll Ihnen beweisen, wie ich in Ihnen ganz den Freund wiederfinden möchte. In dieser Zeit, wo ich so verstimmt, so traurig war, erwachte die Liebe mit aller Macht in meinem Herzen, beschäftigte es so gänzlich, daß alles Andere daraus verdrängt wurde. Zur Sühne, daß ich Sie so lange verkannt habe, zur Befestigung des neuen Freundschaftsbundes, sollen Sie nun klar in mein Inneres schauen und erfahren, wie glücklich und unglücklich ich bin."

Des Staatsraths Blut drohte zu erstarren, krampfhaft zog sich seine Brust zusammen, doch er hörte scheinbar ruhig weiter, als sie fortfuhr:

„Das längst in mir lebende Gefühl wurde plötzlich zur vollen, lebendigen Wahrheit. — Ich wußte, daß ich liebe und geliebt werde, — unsere Herzen fanden sich; — ich war so namenlos glücklich, daß mein sonstiges Geschick mich wenig bekümmerte. — Aber ich bin es nicht mehr. — —“

„Nicht mehr, Gräfin — und weshalb?“ frug der Staatsrath tonlos.

„Weil das Bewußtsein, zu lieben und geliebt zu werden, mir nicht mehr genügen will,“ gestand sie offen. „Weil es mich schmerzt, den Geliebten zu missen, weil es mich schmerzt, ihm als Gattin nicht angehören zu dürfen, — ach, weil eine ewige Scheidewand zwischen uns steht, und wir von dem höchsten Glück der Liebe geschieden sind für immer. Sie, mein Freund, haben gewiß auch geliebt und entsagt, — Sie werden mein Weh begreifen.“

„Nicht ganz!“ murmelte der Staatsrath, dem die Entsagungslehren seines Standes nie ein Opfer gekostet, und der solche Ansichten höchst naiv ge-

funden haben würde, wenn sie ihn hier nicht so aufgeregt und verwirrt hätten."

„Sie haben Ihrer Liebe entsagt?" frug er in gesteigerter Spannung.

„Entsagt?" rief sie mit schwärmerischem Blicke. „Wie könnte man einem Gefühle entsagen, das ewig in uns leben muß? — Ich werde Michael lieben, so lange ich athme, und er mich. Unsere Seelen haben sich gefunden zu ewiger Vereinigung!

„Das ist aber sehr gefährlich, Gräfin. Bedenken Sie Ihre Stellung," erwiderte der Staatsrath, kaum seiner mächtig.

„Was hat denn diese damit gemein?" frug Charlotte erstaunt.

„Wohl mehr, als Sie denken. So ungern der Chevalier auch derangirt ist, so würde er doch bei einer solchen Entdeckung sicher ganz außer Fassung gerathen. Die Ehre seines Namens ist ihm, wie seinem fürstlichen Bruder, ein Heiligthum."

„Das ich nie verletzen werde," sprach Charlotte stolz, und warf einen befremdeten Blick auf den Staatsrath.

Auch der Schein kann die Ehre eines Hauses

verletzen, gnädige Gräfin," fuhr dieser sehr aufgeregt fort. „Die Welt urtheilt nach dem Schein, und Ihr Gemahl ist dem Urtheil der Welt sehr zugänglich. Man beobachtet Sie, ja ich glaube fast, daß der Churfürst bereits eine Ahnung von dem Zustande Ihres Herzens hat, und der Geheimschreiber deshalb entfernt wurde."

Charlotte dachte einen Moment bebend an die Abschiedsstunde, und erwiderte dann etwas befangen:

„Mein Herz blieb ruhig, bis er schied, — jetzt ist es freilich anders, — aber wenn er wiederkehrt, wenn ich ihn wiedersehe, ihm nur in das Auge schauen kann, dann werde ich auch wieder ruhiger sein, und nie soll die Ehre des Hauses Ehrthal durch die Gefühle meines Herzens beeinträchtigt werden. Kann ich diesem Hause auch keine Freuden bereiten, Schande soll durch mich nie über dasselbe kommen. Niemand, als Sie, mein Freund, weiß, für wen dieses Herz ewig schlagen wird; — in Ihrer Seele ruht mein süßes, theures Geheimniß. Verwahren Sie es treu und verdammen Sie mich nicht."

Sie wandte sich nach dem Lustschlosse um, befahl aber, dort angekommen, sogleich ihren Wagen, und

bat ihren Begleiter, ihre Entfernung zu entschuldigen.

„Ich werde Besorgniß um die Gesundheit Ihres Gatten vorschützen, gnädige Gräfin," sagte er etwas höhnisch, als er sie in den Wagen hob. Dann ging er noch einigemal im Garten auf und ab, seine heftige innere Aufregung niederzukämpfen. Als er zu dem Souper kam, bemerkte man in seinem freundlichen Gesichte durchaus keine Veränderung.

„Wo ist Gräfin Ehrthal?" frug ihn mit scharfem Blick die Generalin.

„Eine hypochondrische Idee ließ ihr plötzlich den Chevalier so leidend erscheinen, daß Sehnsucht nach dem theuren Gatten sie forttrieb," gab er ruhig zur Antwort, und wandte sich mit einer tiefen Verbeugung von ihr hinweg.

Er näherte sich Dalberg, der ihm einen bedeutsamen Blick zugeworfen. Der Coadjutor ging an ihm vorüber und flüsterte ihm zu:

„Ich reise in den nächsten Tagen wieder nach Erfurt. So lange Friedrich Carl regiert, ist meine Stelle nicht in Mainz. Bleiben Sie treu an seiner Seite, — es wird immer nothwendiger werden,

denn ich fürchte, Alter und Schwachheit nehmen so überhand bei ihm, daß sie seine glorreichen Thaten bald verdunkeln dürften. Kommen Sie zu mir, sobald es unbemerkt geschehen kann."

Der Staatsrath verbeugte sich freundlich und vermied es, an diesem Abend Dalberg wieder zu begegnen, da die Generalin ihn scharf beobachtete.

Das Fest ging zu Ende. Der Coadjutor verließ bald darauf Mainz und der Hof siedelte nach Aschaffenburg über. Den Staatsrath hielten Geschäfte in Mainz zurück, doch schien es fast, als ob er absichtlich den engern Hofkreis in der Sommerresidenz vermeide, denn nur wenn es durchaus nothwendig war, sah man ihn dort. Von der Gräfin Ehrthal hielt er sich gänzlich entfernt; und wie er früher in Charlottens Wesen sich nicht zu finden gewußt, so suchte sie jetzt vergebens nach der Ursache seines abgemessenen Benehmens. Sie bereute, ihm einen so tiefen Blick in ihr Herz vergönnt zu haben, doch beruhigt durch ihre festen Vorsätze, wie die Reinheit ihrer Empfindungen, sah sie freudig der Zukunft entgegen, in welcher sie Michael wieder sehen würde. Aber den Geheimschreiber hielten noch immer Geschäfte in Ber-

lin zurück, und Charlotte sollte ihm sobald nicht wieder begegnen.

Der Chevalier wurde leidender, seine Aerzte verordneten ihm ein milderes Klima, und die Gräfin, ihrer Stellung und ihrer Pflicht eingedenk, begleitete ihn nach dem südlichen Frankreich. Während ihres Aufenthaltes dort, kam Michael nach Mainz zurück, allein noch ehe sie wiederkehrte, hatte der Staatsrath für eine neue Mission an dem preußischen Hofe gesorgt, und der Churfürst, der seine Pläne mit Michael durch Dalbergs Wahl vernichtet sah, stimmte gern des Staatsraths Meinung bei, daß der Aufenthalt in der preußischen Hauptstadt ihm von großen Nutzen sein werde. So wurde der Geheimschreiber abermals, und zwar für längere Zeit, nach Berlin gesandt.

Michael, dessen Geist in dem damals so sehr bewegten Leben der ersten und auch gebildetsten Stadt Deutschlands, einen neuen Aufschwung erhielt, kehrte gerne dahin zurück. Er hatte Gelegenheit gefunden, in die geistreichen Kreise, welche damals das Leben in Berlin so anziehend machten, eingeführt zu werden. Der schöne, junge Mann, mit seinem empfänglichen Geiste, erregte Interesse,

fand Theilnahme und zählte bald zu einem engern Bunde bevorzugter Dichter und Gelehrten. Auch geistreiche Damen, welche damals eine so bedeutende Rolle spielten, protegirten den jungen Geistlichen, der ihnen durchaus nicht für die Entsagung irdischer Freuden geschaffen zu sein schien, und Michaels junges Herz gerieth in recht gefährliche Versuchungen. Doch Charlottens liebes Bild lebte darin fort, und er bewahrte ihr jene Liebe und Treue, welche er ihr nach der ersten beglückenden Liebesstunde, auf den hoffnungsgrünen Trümmern der Vergangenheit, geschworen.

Als Gräfin Ehrthal im nächsten Herbste wieder nach dem Süden zog, schrieb er an sie und blieb von da an in einem steten brieflichen Verkehre mit ihr, der ihre Seelen einander immer näher brachte, zur gegenseitigen Entwicklung und Ergänzung ihrer Begriffe wesentlich beitrug, sie in möglichst gleicher Höhe des Wissens und der Aufklärung erhielt und ihre Liebe nicht erkalten ließ.

Ende des zweiten Bandes.